

QVR 50/2017-18

Redaktion:

Peter Cichon (Leitung, Finanzen), Barbara Czernilofsky-Basalka (Formatierung), Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Georg Kremnitz, Fabio Longoni, Kathrin Sartüngen, Heinrich Stiehler, Robert Tanzmeister
korrespondierende Redaktionsmitglieder: Catherine Parayre, Thomas Widrich

Administration: David Stockhammer

Grafik: Astrid Young
Druck der Separata: Riegelnik

Internationaler wissenschaftlicher Beirat:

Roberto Bein (Universidad de Buenos Aires), Joachim Born (Universität Gießen), Jürgen Erfurt (Universität Frankfurt/Main), Ulrich Hoinkes (Universität Kiel), Thede Kahl (Universität Jena), Georges Kleiber (Université de Strasbourg), Philippe Martel (Université de Montpellier), Rosa Maria Medina Granda (Universidad de Oviedo), Henrique Monteagudo (Universidade de Santiago de Compostela), François Pic (Université de Toulouse), Patrick Sauzet (Université de Toulouse), Falk Seiler (Universität Gießen)

Adresse der Redaktion:
QVR-Homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>
E-Mail: quovadisromania.ifr@univie.ac.at

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH
Garnisongasse 13, Hof 8
A-1090 Wien

Mit Förderung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität
Wien.

ISSN: 1022-3169

QVR 50/2017-18

Inhaltsverzeichnis

Präsentation:

Peter CICHON, Sprachwissenschaft im Dienste der Sprecherinnen und Sprecher	5
--	---

Artikel:

Falk SEILER, Anforderungen an die Sprachwissenschaft: Nachfrage, Erfordernis und Anspruch in der Marktgesellschaft	7
Georg KREMnitz, Kommunikation oder Grammatik? Möglichkeiten und Grenzen einer gesellschaftlich relevanten Wissenschaft	16
Laura Malena KORNfeld & Roberto BEIN, Una lingüística socialmente relevante para la Argentina actual	26
Michael MOSER, Romanistik und Slawistik – ein paar persönliche Gedanken zum Profil unserer Philologien	37
Max DOPPELBAUER, Sprache und soziale Exklusion. Einige grundlegende Überlegungen.....	41
Thede KAHL & Andreea PASCARU, <i>Rrămānj</i> und <i>Armānj</i> . Wie einheitlich sind Kultur, Sprache und Identität der Aromunen?	51
Joachim BORN, Quo vadis, Romania? – Ist Sprachwissenschaft eine Kulturwissenschaft? Was wird dann aus „Vollromanistik?“	78
Peter CICHON, Für eine Sprachwissenschaft, die sich einmischt	85

Rezension:

Georg KREMnitz: Klemperer, Victor, 2017. <i>Warum soll man nicht auf bessere Zeiten hoffen</i> . Ein Leben in Briefen. Herausgegeben von Walter Nowojski und Nele Holdack unter Mitarbeit von Christian Löser. Berlin: Aufbau, 640 S.....	93
---	----

Sprachwissenschaft im Dienste der Sprecherinnen und Sprecher

Peter CICHON, Wien

Schon Ferdinand de Saussure wusste:

„[...] im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft gibt es nichts, was an Wirksamkeit und Wichtigkeit der Sprache gleichkommt. Es ist daher auch nicht richtig, dass ihr Studium nur Sache einiger Spezialisten sei: in der Tat beschäftigt sich alle Welt mehr oder weniger damit. Aber die paradoxe Folge des daran geknüpften Interesses ist, dass es kein Gebiet gibt, wo mehr absurde Vorstellungen, Vorurteile, Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten zutage getreten sind. Im psychologischen Hinsicht haben diese Irrtümer sogar ein gewisses Interesse; der Sprachforscher aber hat die Aufgabe, sie zu kennzeichnen und sie möglichst vollständig zu zerstreuen [...]“ (Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft, 1967, Berlin: De Gruyter, S. 8)

Sprache ist das soziale Steuerungsinstrument par excellence, zugleich das wirkungsmächtigste Instrumente gesellschaftlicher Machtausübung und sozialer Kontrolle. Als individuelle und soziale Erfahrung zeigt sich dies allorten, sei es in Schule oder öffentlicher Verwaltung, in den Medien, in der Migration oder im politischen Umgang mit gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit. In der kommunikatorischen Praxis erfahren die SprecherInnen dabei, dass der Gebrauchswert der verschiedenen Sprachen ebenso wie der innersprachlicher Varianten situativ variiert, sie also, um ein Bild von Pierre Bourdieu zu verwenden, Währungen mit unterschiedlichem Tauschwert sind. Den SprecherInnen wird solcherart bewusst, dass es nicht nur eine soziale Funktion von Sprache gibt, sondern in hohem Maße auch eine sprachliche Funktion von Gesellschaft. Mit ihr entsteht das Verlangen nach Wissen über die Mechanismen sprachlicher Steuerung von Gesellschaft und der sozialen Konditionierung von Sprache, und auch nach Aufklärung darüber, was Saussure in seinem Zitat andeutet, nämlich das manipulative Potential von Sprache. Erfüllen kann dies nur eine Sprachwissenschaft, die sich nicht auf ein rein philologisches Selbstverständnis

beschränkt, sondern eine, die sich zugleich als Gesellschafts- und Verhaltenswissenschaft im Dienste der SprecherInnen und ihres berechtigten Anspruchs auf sprachliche Selbstbestimmung versteht. Damit bringt sie zugleich zum Ausdruck, dass sprachwissenschaftliches Arbeiten gewollt oder ungewollt an der gesellschaftlichen Machtausübung teilhat und ihr damit soziale Verantwortung zukommt, der sie sich nicht entziehen kann. Egal ob sie sich in die innergesellschaftliche Diskussion einbringt oder sich auf rein philologische Studien beschränkt, sie ist politisch, denn wer sich aus der gesellschaftlichen Diskussion heraushält, leistet nicht weniger als eine Stützung und Stabilisierung des sprachlich-sozialen Status quo. Zugleich läuft er, wie wir bereits im ersten Themenheft von *Quo vadis, Romania?* aus dem Jahre 1993 formuliert haben, als wissenschaftliche Disziplin Gefahr

„[...] zum Orchideenfach zu werden, da sich die Gesellschaft andernfalls auf anderen Wegen mit den Spezialisten für romanische Kulturen versorgen wird, ohne den Frieden der romanischen Seminare und Institute zu stören [...]“.

Diesem Anspruch, eine Sprachwissenschaft im Dienste der SprecherInnen zu sein, fühlt sich die Redaktion von QVR auch im 25. Jahr ihres Bestehens ungebrochen verpflichtet und macht sie im vorliegenden 50. Themenheft mit der Frage nach den Anforderungen an eine gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft explizit zum Thema.

Die Redaktion wünscht wie immer gewinnbringende Lektüre.

Anforderungen an die Sprachwissenschaft: Nachfrage, Erfordernis und Anspruch in der Marktgesellschaft

Falk SEILER, Gießen

Gesellschaftliche Relevanz oder Marktrelevanz?

Es ist keine Neuigkeit, dass ein Gesellschaftsbezug in der Vielfalt der sprachwissenschaftlichen Ansätze weder einheitlich noch durchgängig verankert ist. Es reicht ein Blick in die einschlägigen Einführungen in die Sprachwissenschaft, um zu sehen, dass die Gesellschaftlichkeit der Sprache dort an verschiedenen Stellen und in verschiedenem Umfang erwähnt, vorausgesetzt oder sprachtheoretisch integriert wird. Die systematische Beschreibung von Einzelsprachen scheint dabei in der Regel Vorrang vor der Beschreibung der sprachlichen Verfasstheit gesellschaftlicher Kommunikation zu haben. Dies sei hier nur kurz angemerkt, mit dem Hinweis darauf, dass solche Grundentscheidungen unmittelbar auf die Art und Weise durchschlagen, wie die gesellschaftliche Relevanz der Sprachwissenschaft gefasst wird (oder auch nicht).

Wenn wir uns über heutige Anforderungen an eine gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft verständigen, so scheint das nicht möglich zu sein, ohne die gesellschaftlichen Kontexte zu berücksichtigen, in die hinein die Sprachwissenschaft zu wirken vermag. Die Anforderungen unterscheiden sich z.B. danach, ob es um kollektive oder individuelle Bedürfnisse geht. Hat sich ihre Relevanz beispielsweise in der Gestaltung der gesellschaftlich-kommunikativen Verhältnisse einer Migrationsgesellschaft zu erweisen, oder bemisst sie sich danach, ob sie einem von sprachlichen Konflikten zerrissenen Individuum in seiner gesellschaftlichen Position Angebote zu unterbreiten vermag, seine Situation zu verbessern?

Denkbar ist freilich auch eine Sprachwissenschaft, die zwar theoretisch ihre gesellschaftliche Relevanz reflektiert, aber dennoch nicht im intendierten Sinne gesellschaftlich wirksam wird bzw. werden kann. Weiterhin wird man nicht nur einer sich als „engagiert“ verstehenden Linguistik gesellschaftliche Relevanz zuschreiben können. Man denke z.B. an die gesellschaftlich eher „neutral“ aufgestellte Korpuslinguistik, deren faszinierende Möglichkeiten eben auch im Sinne einer Datengesellschaft genutzt werden können, die sich

weniger an den Bedürfnissen der Allgemeinheit als an den partikularen Gewinninteressen der Datenindustrie orientiert. Ich möchte im Folgenden nicht über die Gelingensbedingungen nachdenken, die gegeben sein müssen, damit die wissenschaftlichen Ansprüche auf gesellschaftliche Relevanz und ein tatsächliches Wirken im beabsichtigten Sinne zur Deckung kommen. Auch die forschungsethisch bedeutsame Frage, ob Relevanz immer im Sinne des Wünschenswerten zu interpretieren sei, wird hier nicht schwerpunktmäßig fokussiert, auch wenn ich sie durchaus berühre.

Von all den möglichen Aspekten, unter denen man das Thema dieses Jubiläumshäftes reflektieren kann, wähle ich im Folgenden die Frage nach der Relevanz der Sprachwissenschaft unter gesellschaftlichen Verhältnissen, die als „Marktgesellschaft“ bezeichnet werden können (vgl. Slater/Tonkiss: 2000), insofern hier marktbasierende Modi des Austauschs und der Zuteilung von Ressourcen auf praktisch alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens – also auch auf Sprache und Kommunikation – übergreifen. In einem solchen Kontext stellen sich für die Linguistik Fragen nach dem Markt als Rahmen für sprachliche Variation und nach dem Markt für Sprache(n): „The current era has to engage with the market domain and consider it pertinent in almost every area of sociolinguistic activity“ (Kelly-Holmes 2016: 167).

Diese Erkenntnis verdient es, immer wieder neu reflektiert zu werden. Vor diesem Hintergrund denke ich, dass von Anforderungen an eine gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft zu sprechen, zunächst bedeutet, gesellschaftliche Relevanz nicht allein in Termini von Marktrelevanz zu fassen, weder implizit noch theoretisch elaboriert. In diesem Sinne möchte ich mich im Folgenden zu Anforderungen an die Sprachwissenschaft äußern, die aus der Entwicklung einer Marktgesellschaft resultieren, die sprachlich-kommunikative Entwicklungen in der jüngeren Zeit rahmt. Dabei orientiere ich mich an drei Aspekten von Anforderungen, die in der folgenden Auffächerung des semantischen Feldes angesprochen sein sollen: Anforderungen im Sinne einer Nachfrage (*demande*), als Erfordernis (*exigence*) sowie als Anspruch (*prétention*). Es versteht sich von selbst, dass alle drei Aspekte letztlich nicht voneinander zu trennen sind.

Nachfrage nach einer gesellschaftlich relevanten Sprachwissenschaft

Zu einer gesellschaftlichen Nachfrage nach Wissen über Sprache äußert sich das Redaktionskollegium von *Quo vadis, Romania?* im Leitartikel zum ersten Heft:

Wir wissen alle, daß der gesellschaftliche Bedarf an fremdsprachlichen *Philologen* begrenzt ist, nachdem der Ausbau des weiterführenden Schulwesens weitgehend abgeschlossen ist und andere Verwendungsmöglichkeiten nur geringen Zahlen von Absolventen eine berufliche Existenz bieten. Die zunehmende Dichte der Kommunikation, die internationale Verflechtung, die europäische Konstruktion lassen jedoch den Ruf nach *Kennern* und *Spezialisten* anderer Kulturen, im weitesten Sinne des Wortes, immer lauter werden. Dazu gehört sprachliche Kompetenz ebenso wie kulturelles, besonders literarisches Wissen und Verständnis. Dazu gehören gesellschaftliche und politische Zusammenhänge... (Cichon u.a. 1993: 1).

Es fällt auf, dass im Rahmen dieses weiten Verständnisses die Wirtschaft nicht explizit als Einsatzbereich genannt wird, auch wenn die hier thematisierte Nachfrage nach Kennern und Spezialisten anderer Kulturen ganz sicher auch auf den wirtschaftlichen Bereich bezogen werden kann. Hinter der Wahl eines romanistischen Studiums dürfte nicht selten der Wunsch stehen, mit einem entsprechenden Abschluss beruflich „in der Wirtschaft“ unterzukommen. Auch der Zuspruch zu Studiengängen, die philologische und wirtschaftswissenschaftliche Anteile mehr oder weniger locker miteinander verbinden, spricht dafür.

Winkelmann (2011) plädiert ausgehend von Erfahrungen mit dem Gießener Studiengang *Moderne Fremdsprachen, Kulturen und Wirtschaft* für die Etablierung und Anerkennung einer linguistischen Teildisziplin der Wirtschaftslinguistik, die dem Umstand Rechnung trägt, „dass wirtschaftliches Handeln mit einer großen Vielfalt sprachlicher Handlungsformen einhergeht“ (Winkelmann 2011: 126). Entsprechend sei es sinnvoll, „Wirtschaftskommunikation eingebettet in ihren wirtschaftlichen Kontext linguistisch zu untersuchen“, und das nicht nur deskriptiv, sondern auch anwendungsorientiert bzw. problemlösend (a.a.O.). Winkelmann bringt in seinem Beitrag eine Reihe von Beispielen für wirtschaftskommunikatives Handeln in der externen und internen Unternehmenskommunikation, die einer text-, gesprächs- oder ethnolinguistischen Untersuchung zugänglich sind. Diese Beispiele zeugen von einer deutlichen Orientierung an der praktischen Anwendbarkeit linguistischer Kenntnisse und Methoden, die ohne Zweifel im Sinne einer Sensibilisierung wirtschaftlicher Akteure für Sprache und Kommunikation zu wirken vermag. Damit entsprechen sie einer Nachfrage im oben formulierten Sinne, wobei vorausgesetzt wird, dass

Wirtschaftskommunikation¹ als ein Teil der gesellschaftlichen Kommunikation begriffen wird. Dies wird in Winkelmanns Text durchaus mitgedacht, aber nicht theoretisch stark gemacht. Insgesamt überwiegt hier die Annahme einer relativen Autonomie der Wirtschaft, was sich auch in der vorgenommenen Einordnung der Wirtschaftslinguistik niederschlägt:

Mir schwebt die Wirtschaftslinguistik als interdisziplinäres Fach vor, in dem die Wirtschaftswissenschaft den Rahmen beschreibt, innerhalb dessen wirtschaftliches Handeln sich vollzieht, und die Linguistik die sprachlichen Mittel beschreibt, die zur Erreichung wirtschaftlicher Ziele eingesetzt werden. Als angewandter Wissenschaftszweig ist die Wirtschaftslinguistik außerdem gehalten, wirtschaftssprachliche Texte und Gespräche unter Berücksichtigung der Interessen der Beteiligten zu optimieren (Winkelmann 2011: 153f.).

Gesellschaftliche Relevanz wird in diesem Rahmen von der Wirtschaft her gedacht, insofern hier die wirtschaftliche Seite der gesellschaftlichen Nachfrage nach Wissen über Sprache und Kommunikation thematisiert wird. Das scheint durchaus legitim, provoziert aber auch Fragen nach einem weiteren Rahmen. Bedient die Ausbildung von Sprach- und Kulturkennern, die darauf vorbereitet sind, Kommunikation aus der jeweiligen einzelbetrieblichen Perspektive zu optimieren, automatisch auch den Bedarf nach einer Verständigung über die sprachlich-kommunikativen Grundlagen der Gesellschaft? Diese Frage ist deshalb so relevant, weil das Verhältnis von Gesellschaft und Wirtschaft bekanntermaßen ein sehr spannungsreiches ist. So kann das privatwirtschaftliche Streben nach Optimierung kommunikativer Abläufe durchaus in Konflikt geraten mit den Bedürfnissen der gesellschaftlichen Kommunikation, in der Optimierung nicht Rentabilisierung, sondern Demokratisierung der sprachlich-kommunikativen Teilhabe am Gemeinwesen bedeutet.

Erfordernis einer gesellschaftlich relevanten Sprachwissenschaft

Man wird nicht leugnen können, dass in der Produktion von auf dem Arbeitsmarkt und in der Unternehmenskommunikation anwendbarem Wissen eine gesellschaftliche Relevanz der Sprachwissenschaft liegt. Sie erschöpft sich

¹ Bei Winkelmann erweitert um Text- und Gesprächstypen der Wirtschaftswissenschaften, der Handelsgesetzgebung, der Wirtschaftsberichterstattung und der Börse (vgl. a.a.O.: 147).

aber nicht darin. So impliziert die Ökonomisierung aller Lebensbereiche eine Ökonomisierung auch der sprachlich-kommunikativen Dimension, die weitreichende Konsequenzen hat. Diese gilt es, seitens der Sprachwissenschaft zur Kenntnis zu nehmen und zu beschreiben. Je stärker nämlich sich die Linguistik als eine Linguistik *für den* Markt versteht, desto schwerer dürfte es für sie werden, Sprache und Kommunikation überhaupt noch ohne Marktbezug zu begreifen. Dann bliebe sie jedoch nicht mehr als eine Erbringerin von Zulieferservices z.B. für die PR, das Marketing oder ein interkulturelles Training mit dem Ziel der besseren Erschließung neuer Märkte. Angesichts der Tatsache, dass sich die Sprachwissenschaft mit einer (z.B. studentischen) Nachfrage konfrontiert sieht, die eben auch in diese Richtung zielt, ist es erforderlich, affirmative Umdeutungen von Sprache und Kommunikation im neoliberalen Sinne auch deutlich und theoretisch fundiert zu kritisieren.

Damit verbunden ist das Erfordernis einer erneuten Klärung der Beziehungen zwischen Sprach- und Wirtschaftswissenschaften, bei der die Linguistik nicht die Rolle einer Hilfswissenschaft spielt, sondern in einen gleichberechtigten Austausch tritt. Die Voraussetzungen dafür scheinen nicht schlecht zu sein, insofern ökonomische Reflexionen in der Geschichte des Sprachdenkens einen durchaus festen Platz haben² und die Wirtschaftswissenschaften nicht zu denjenigen Disziplinen zählen (wie z.B. Philologie, Soziologie, Psychologie oder Philosophie), denen gegenüber es seitens der Sprachwissenschaft in den Prozessen ihrer Institutionalisierung deutlichere Abgrenzungstendenzen gab. Das sollte die theoretische Begegnung erleichtern. Darüber hinaus haben die Sprach- und Wirtschaftswissenschaften hinsichtlich der jeweiligen Berücksichtigung der Gesellschaft ganz ähnliche wissenschaftshistorische Entwicklungen durchlaufen. In beiden gab und gibt es zunächst Tendenzen, eine Autonomisierung der eigenen Disziplin über eine gesellschaftliche und kulturelle Entkontextualisierung zu realisieren, in deren Zuge der eigene Gegenstand nur um den Preis konstruiert werden konnte/kann, seine interne Eigengesetzlichkeit gegenüber gesellschaftlichen Prozessen zu behaupten, etwa als „Sprache an und für sich“ bzw. als einen „vom übrigen Lebenszusammenhang abgetrennten Bereich ‚Wirtschaft‘“ mit eigenen Prinzipien der Rationalität, Produktivität oder Rentabilität (vgl. Díaz-Bone/Krell 2015: 18). Ebenso wie der Strukturalismus

² Zum Beispiel in einem Verständnis von Kommunikation nach dem Modell des Austauschs in der Aufklärungsphilosophie, aber vor allem auch in theoretischen Anleihen wie z.B. über den Gleichgewichtsgedanken der Ökonomie der Lausanner Schule durch Saussure, die Anwendung des ökonomischen Prinzips der „unsichtbaren Hand“ auf Sprachwandelprozesse durch Keller, oder auch die Anwendung einer Auffassung des sprachlichen Marktes und von Sprache als symbolisches Kapital durch Rossi-Landi und Bourdieu.

eine Verengung gegenüber der gesellschaftlich, historisch und kulturell sensiblen Sprachreflexion bedeutete, gab die moderne Betriebswirtschaftslehre³ den Anspruch der älteren Ökonomie auf, eine „umfassende Lehre vom – ‘richtigen’ – menschlichen Zusammenleben und -arbeiten“ (Diaz-Bone/Krell 2015: 17) zu sein. Dabei ist der „rationale Umgang mit knappen Gütern“ oder die Maximierung von Nutzen oder Gewinn erst relativ spät zum Inbegriff wirtschaftlicher Tätigkeit geworden“ (a.a.O.:19). Die Geschichte beider Disziplinen ist aber auch gekennzeichnet durch Tendenzen, solche Reduktionen zu überwinden. Die Chancen für einen gemeinsamen Dialog steigen dabei in dem Maße, in dem „die Sprache“ und „die Wirtschaft“ als in gesellschaftliche und kulturelle Zusammenhänge eingebettet verstanden werden. Hierbei ist es vor allem die Ebene des Diskurses, auf der sich die Forschungen zur Sprache und Wirtschaft fruchtbar begegnen können. Die Literatur dazu ist bereits sehr umfangreich, was sich z.B. an der kritischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Marktes und der Sprache als wirtschaftliches Gut bzw. als Ware sehr deutlich zeigt.⁴ Eine Linguistik, die im Verbund mit Teilen der Wirtschaftswissenschaften und auch der Marktsoziologie die gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Entstehung und die Mechanismen des Funktionierens von (sprachlichen) Märkten im Diskurs (auch in seiner jeweils einzel- und/oder mehrsprachigen Gebundenheit) und die sprachliche Variation im Kontext der Marktgesellschaft kenntlich macht, kann das Ihre dazu beitragen, die profunden Umstrukturierungen von Sprache und Kommunikation verständlich zu machen, die sich hier vollziehen. Dabei geht es insbesondere darum, ein differenziertes Verständnis vom sprachlichen Markt und von der Sprachgebundenheit wirtschaftlichen Handelns zu entwickeln und dabei auch ideologiekritisch Versuchen entgegenzutreten, den Markt zu essentialisieren oder gar zum Subjekt zu machen.

Anspruch einer gesellschaftlich relevanten Sprachwissenschaft

Das bisher Gesagte scheint mir unmittelbar anschlussfähig an den im Editorial der ersten Ausgabe von *Quo vadis, Romania?* formulierten Anspruch zu sein:

³ Zur internen Ausdifferenzierung der Wirtschaftswissenschaften und zu Abgrenzungen gegenüber der Rechtswissenschaft und der Soziologie vgl. auch Diaz-Bone/Krell (2015).

⁴ Nur exemplarisch sei hier auf die Publikationen von Kelly-Holmes (2016) und Heller/Duchêne (2012 und 2016) hingewiesen.

Das Projekt von *Quo vadis, Romania* besteht, sehr verkürzt formuliert, darin, *von der romanischen Philologie zur Romanistik* zu kommen, d.h. einen umfassenderen Anspruch auf Begegnung mit romanischen Sprachen, Kulturen und Gesellschaften ernstzunehmen und umzusetzen (Cichon u.a. 1993: 2).

Diesen umfassenden Anspruch sollte die romanistische Sprachwissenschaft nicht aufgeben, wobei seine Einlösung auch davon abhängen dürfte, inwiefern es ihr gelingt, die Dimension des Ökonomischen mit eigenen Theorien und Methoden zu erfassen und den im Zitat angesprochenen Aspekt der Begegnung nicht auf Kontexte des wirtschaftlichen Austauschs zu reduzieren. Mehr gesellschaftliche Relevanz wird nicht allein durch mehr Kurse in der Fachsprache der Wirtschaft erzeugt. Diese haben sicher eine wichtige Funktion bei der Vorbereitung der Studierenden auf das Arbeitsleben. Eine im umfassenderen Sinne gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft bedarf aber auch einer Reflexivität, die über Fragen der unmittelbaren Anwendungsorientierung hinausgeht. Das scheint banal zu sein, ist es aber insofern nicht, als z.B. bei der Werbung um Studierende oder auch in der Studiengangsentwicklung die Orientierungen auf die Entwicklung kritischen Denkens und auf einen Anwendungsbezug durchaus in ein Ungleichgewicht geraten können.

Um an dieser Stelle nicht missverstanden zu werden: Selbstverständlich muss sich die Relevanz der Sprachwissenschaft auch daran messen lassen, inwiefern sie die Bedürfnisse der Studierenden und ihre Nachfrage nach berufsbezogenen Inhalten ernst nimmt. Es gilt aber auch, ihnen einen Perspektivenwechsel zu ermöglichen, der darin liegt, in der Sprachwissenschaft mehr zu sehen als eine Domäne der Einübung in die Sichtweisen eines Managements, für das Sprache letztlich nur eine Form von Humankapital darstellt, und das Markt meint, wenn es von Kultur spricht. Dazu gehört z.B. auch die Entwicklung eines Verständnisses der Mechanismen von sprachlicher Arbeit und sprachlicher (Selbst-)Ausbeutung sowohl im sprachliche Loyalität einfordernden Unternehmen als auch in prekären Arbeitsverhältnissen mit ihrem jeweiligen sprachlichen Entfremdungspotential. Das mag für manche eine Zumutung sein, aber anders scheint es mir unmöglich, aus linguistischer Perspektive Optionen sprachlichen Handelns in der Marktgesellschaft auszuloten, die nicht nur auf die marktförmige Zurichtung der Sprecherinnen und Sprecher abzielen, sondern ihnen ein selbstbestimmtes Sprechen bei der Gestaltung ihrer Lebens- und Arbeitsverhältnisse ermöglichen.

Hier steht im Grunde nichts anders als das alte und doch immer noch gültige soziolinguistische Programm der individuellen und kollektiven sprachlichen Selbstbefreiung (vgl. Kremnitz 1982) unter – zumindest teilweise – neuen Vorzeichen zur Debatte, das eine Konstante über die Jahre des Erscheinens von *Quo vadis, Romania?* darstellt:

Dabei gilt ihr besonderes Interesse und ihre Solidarität den schwächeren Gruppen: Dependenz, Abhängigkeit beeinträchtigt die eigenen Entfaltungsmöglichkeiten immer. Oft können die Betroffenen selbst sie nur schwer wahrnehmen, andererseits ist die Bewußtwerdung der erste Schritt zu einem Mehr an Selbstverwirklichung - das gilt für Gruppen wie für Individuen (Cichon u.a. 1993: 2).

Fazit

Das Anliegen dieser Überlegungen war, Anforderungen an eine gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft zu formulieren, die sich aus der Entwicklung einer Marktgesellschaft und der daran gebundenen Ideologie ergeben. Dies bedeutet, ihre Relevanz auch, aber *nicht nur* von der *Nachfrage* des Arbeitsmarktes her zu definieren, sondern gleichermaßen über das *Erfordernis*, die Prozesse der Ökonomisierung von Sprache und Kommunikation zu verstehen und vom *Anspruch* her, die Humanisierung von Sprache und Kommunikation zu behaupten. Dies gilt insbesondere dann, wenn die sprachlichen Verhältnisse nach der Logik eines Marktes strukturiert werden, nach der es keine Argumente für den Schutz sprachlicher Minderheiten gibt und das Individuum in eine sprachliche Stromlinienförmigkeit geleitet wird, aus der heraus Widerstand gegen sprachliche Entfremdung begünstigende Lebens- und Arbeitsverhältnisse nicht zu formulieren ist. Es ist also eine sprachwissenschaftliche Kritik am Menschenbild des sprachlichen *homo oeconomicus* angezeigt, wann immer es in der Gesellschaft oder in der eigenen Disziplin projiziert wird.

Literatur

Cichon, Peter/ Gladischefski, Anke/ Ille, Karl/ Kremnitz, Georg/ Marx, Raphaela-Maria/ Souy, Jacques/ Tanzmeister, Robert, 1993. „Quo vadis Romania? – Unser Projekt, unsere Absichten“, in: *Quo vadis, Romania?*, 1/1993, 1-4.

- Diaz-Bone, Rainer/Krell, Gertraude, 2015. „Einleitung: Diskursforschung und Ökonomie“, in: Diaz-Bone, Rainer/Krell, Gertraude, (Hgg.). *Diskurs und Ökonomie*. Diskursanalytische Perspektiven auf Märkte und Organisationen, 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: Springer VS, 11-40.
- Heller, Monica/Duchêne, Alexandre, 2012. „Pride and Profit: Changing Discourses of Language, Capital and Nation-State“, in: Duchêne, Alexandre/Heller, Monica, (Hgg.). *Language in Late Capitalism*. Pride and Profit. New York/London: Routledge, 1-21.
- Heller, Monica/Duchêne, Alexandre, 2016. „Treating language as an economic resource: Discourse, data and debate“, in: Coupland, Nikolas, (Hg.), 2016. *Sociolinguistics*. Theoretical Debates. Cambridge: Cambridge University Press, 139-156.
- Kelly-Holmes, Helen, 2016. „Theorising the market in sociolinguistics“, in: Coupland, Nikolas (Hg.), 2016. *Sociolinguistics*. Theoretical Debates. Cambridge: Cambridge University Press, 157-172.
- Kremnitz, Georg, (Hg.), 1982. *Entfremdung, Selbstbefreiung und Norm*. Texte aus der okzitanischen Soziolinguistik. Tübingen: Narr.
- Slater, Don/Tonkiss, Fran, 2000. *Market Society: Markets and Modern Social Theory*. Oxford: Polity Press.
- Winkelmann, Otto, 2011. „Plädoyer für eine romanistische Wirtschaftslinguistik“, in: Dahmen, Wolfgang et al., (Hgg.), 2011. *Romanistik und Angewandte Linguistik*. Romanistisches Kolloquium XXIII. Tübingen: Narr, 125-159.

Kommunikation oder Grammatik? Möglichkeiten und Grenzen einer gesellschaftlich relevanten Wissenschaft

Georg KREMnitz, Wien

Ein Besucher spricht mit drei Bauarbeitern:
„Ich schichte Steine aufeinander.“
„Ich ziehe eine Mauer hoch.“
„Ich baue einen Dom.“
1

Bevor man in die Zukunft blicken kann, ist es sinnvoll, einen Blick auf die Gegenwart zu werfen. Danach lässt sich die einzuschlagende Richtung besser bestimmen. Der enge Zusammenhang zwischen Bildungs- und Forschungslandschaft legt es nahe, beide zusammen ins Auge zu fassen².

1. Zu einigen neueren Veränderungen in der Bildungslandschaft

Wenn wir nur einhundert Jahre zurückblicken, sehen wir, welche gewaltigen Veränderungen sich in diesem Zeitraum abgespielt haben. Damals waren nur wenige europäische Gesellschaften, meist protestantischer Tradition, (weitgehend) alphabetisiert, in den anderen erreichte der Kampf gegen den Analphabetismus allmählich seinen Höhepunkt. Die allgemeine Schulpflicht war, sieht man von Vorläufern ab, erst im Laufe des 19. Jahrhunderts eingeführt worden (etwa Piemont-Sardinien 1857, Spanien 1859, Frankreich 1881/82, Argentinien 1884), sie erstreckte sich nur auf wenige Jahre, maximal vier oder fünf. Ihre Umsetzung in der jeweiligen Gesellschaft kostete viel Zeit, meist

¹ Diese drei Sätze hörte ich in meiner Jugend oft von meinem verehrten Griechischlehrer, dem Ludwigsburger Krankenhauspfarrer Klaus Vogel (1912-1988). Sie stehen für mögliche Haltungen zum eigenen Tun. Deshalb erwähne ich sie hier. Die Quelle konnte ich leider nicht ausfindig machen.

² Da es sich hier um einen Beitrag zu einer Debatte handelt, verzichte ich weitgehend auf Literaturangaben.

mehrere Generationen³. In den meisten Staaten wurde sie erst viel später auf acht oder neun Jahre verlängert⁴, und erst seit relativ kurzer Zeit erstreckt sich die Schulpflicht in vielen Staaten über zwölf Jahre, zu denen oft noch verbindlich(er) werdende Kindergartenjahre hinzukommen.

Während als Folge dieser Situation noch vor wenigen Jahrzehnten nur geringe Prozentsätze einer Alterskohorte die Hochschulreife erlangten (in Deutschland sei an die Kampagne gegen die *Bildungskatastrophe* erinnert, die der Philosoph Georg Picht in den frühen sechziger Jahren mit großem Erfolg lancierte), nahm seither die Zahl der Abiturienten/Maturanten in kurzer Zeit massiv zu; in Konsequenz wuchsen die Zahlen der Studierenden gewaltig an. Heute besucht in vielen Staaten eine (oft breite) Mehrheit einer Jahrgangsguppe Einrichtungen der tertiären Bildung; nicht alle dieser Besucher sind den Ansprüchen eines weitgehend selbständig organisierten Studiums gewachsen. Hand in Hand damit geht eine implizite Abwertung der nicht-akademischen Berufsbilder; dadurch wird der Druck zum Studium irgendeiner Art noch erhöht⁵. Die Bildungspolitik hat auf diesen Ansturm teilweise reagiert, etwa durch die Schaffung von Fachhochschulen und ähnlichen Einrichtungen, dennoch ist es zu einer stark erhöhten Frequentierung auch der Universitäten gekommen. Diese begegnen dem Ansturm, indem sie den Zugang immer stärker reglementieren und zugleich durch formale Vorgaben die einstige akademische Freiheit – die für den einzelnen einen Emanzipations- und Entwicklungsprozess bedeutete – Schritt für Schritt reduzieren. Zugleich tritt der Aspekt der *Bildung* immer stärker hinter den der *Ausbildung* zurück. Die Studiengänge werden im Hinblick auf unmittelbare berufliche Nutzbarkeit reorganisiert, damit werden immer kleinere Bereiche aus dem Kontinuum des Wissens herausgeschnitten. Daher mangelt es den Studierenden vielfach an einem kritischen Überblick über die Zusammenhänge nur ihres eigenen Faches. Dass die zunehmende Reglementierung vielfach der *Freude* am Studium Abbruch tut und dieses zur bloßen Pflichtübung werden lässt, sei nur am Rande vermerkt.

Seit den Reformen Humboldts, die viele Länder beeinflusst haben, waren die Hochschulen Orte der intellektuellen Freiheit und Kreativität, sie sind heute

³ Für den Stand um 1900/1910 vgl. etwa Petersilie/Keller, 1923-28. Die Zahlen können natürlich nur Annäherungen sein.

⁴ Dabei kommt nach 1917 der unausgesprochenen Konkurrenz zu den sich sozialistisch nennenden Ländern eine Bedeutung zu, denn diese verstanden sich nicht zuletzt als Bildungsdiktaturen; es gelang ihnen, die Alphabetisierungsraten in relativ kurzer Zeit drastisch zu steigern. Das ist ein bleibender Erfolg dieser Regierungen.

⁵ Für eine kluge kritische Sicht dieser Entwicklung vgl. etwa Nida-Rümelin 2014.

weitgehend zum tertiären Zweig des Unterrichtswesens umfunktioniert worden, die „akademische Freiheit“ existiert nur noch in Resten. Natürlich gibt es Versuche, diese Entwicklung auszugleichen: wir erleben vor unseren Augen den (zögerlichen) Aufbau einer vierten Ebene, der – wie in einer Erprobungsphase üblich – unterschiedliche Formen annehmen kann. Hier sind es Wissenschaftskollegs, dort eine Neubelebung der alten und oft verstaubten Akademien usw., in einem Land mit einer doppelten Tradition der tertiären Bildung wie Frankreich kommt den *Grandes Ecoles* seit langem besondere Bedeutung zu; diese ist noch immer im Wachsen⁶. An solchen Stätten kommt es oft zum dem Austausch und dem fruchtbaren Arbeiten, auch über Fachgrenzen hinweg, der in ihrer Blütezeit auch für die Universität charakteristisch war⁷. Natürlich sind diese Institutionen Oasen nur für die *happy few!*

Bedenklicher ist eine andere Konsequenz der Zunahme der Studierendenzahlen: Hochschulen werden in ihrem Unterhalt immer teurer, das führt auf der einen Seite zu Tendenzen der Studienplatzbewirtschaftung bzw. -beschränkung (was die eine Hand unlängst gegeben hat, versucht die andere zurückzunehmen)⁸, auf der anderen dazu, dass sich viele Staaten zunehmend aus dem Ausbildungsgeschehen zurückziehen suchen. Zu dieser Strategie gehören die immer häufigere Zulassung privater Hochschulen (die von den Studierenden in hohem Maße finanziell unterhalten werden müssen), dadurch entsteht ein sozialer *numerus clausus*, die Errichtung von Stiftungsprofessuren usw. Diese letzten werden gewöhnlich von Unternehmen (ganz oder teilweise) finanziert, die damit ein – mindestens indirektes – Mitspracherecht über die *Inhalte* von Forschung und Lehre reklamieren möchten. Nachdem die Hochschulen lange unter der Aufsicht der Kirche(n) standen, danach in die des Staates gerieten und sich erst langsam davon bis zu einem gewissen Grade befreien konnten, drohen sie nun in zunehmendem Maße unter den Einfluss von privaten (Interessen-)Gruppen zu geraten. Das kann für ihr kritisches Potential zu einem Problem werden, wie mancherlei Beispiele aus den verschiedensten Ländern zeigen.

⁶ Allerdings bringt das System der *Concours* mit sich, dass die *Grandes Ecoles* auch Orte erbitterter Konkurrenz und damit von Konformismus sind.

⁷ Dabei soll nicht vergessen werden, dass die Universitäten auch früher Krisen kannten, denen gewöhnlich von außen her begegnet werden musste; es genügt, an die Gründung des (heutigen) *Collège de France* im Jahre 1530 zu denken, die auch eine Reaktion gegen die geistige Unbeweglichkeit der Sorbonne war.

⁸ Damit sprechen die Staaten ihren eigenen Erziehungsinstitutionen ein schlechtes Zeugnis aus, denn indirekt heißt das, dass die Absolventen der sekundären Bildung nicht in genügendem Maße für die tertiäre vorbereitet sind.

Hand in Hand mit diesen Entwicklungen gehen solche zur *Entpolitisierung* der Hochschulen. Die „alte“ Universität war die *universitas studiorum*, die Gesamtheit der Lehrenden und Lernenden, die sich – wenigstens im Prinzip – gemeinsam um Erkenntnis bemühten. Im späteren Mittelalter konnten daher auch Studierende zu Rektoren gewählt werden, einige (seltene) Fälle sind belegt. Diese Gemeinschaft wurde in dem Maße immer stärker von den Professoren beeinflusst, vor allem als diese die Unterstützung der jeweiligen Landesherren bekamen, denen daran gelegen war, das kritische Potential zu zähmen. Es genügt, in die Geschichten des Hochschulwesens in Europa zu schauen oder an die Spannungen des 19. Jahrhunderts zu denken, als oft Studenten gegen Professoren und Obrigkeit sich erhoben; bisweilen standen Lehrende und Studierende auch auf derselben Seite der Barrikaden gegen den Staat. Die Tendenzen zur Demokratisierung der Gesellschaften stärkten die Tendenzen zur Wiedererrichtung der alten *universitas* an den Hochschulen; ein Resultat war im deutschen Sprachraum die nach 1968 entstandene *Gruppenuniversität*, welche Professoren, den wachsenden akademischen Mittelbau und die Studierenden zusammenführen sollte. Die Resultate waren zwiespältig: zwar wurden Hierarchien eingeebnet, (gegenseitige) Kontrolle verstärkt, diese Universitäten erwiesen sich jedoch als relativ entscheidungsschwach, da ein gruppenübergreifender Konsens nur mühsam (und bisweilen mit Verfahrenstricks) herbeigeführt werden konnte. Sie hinkten rasch hinter den Notwendigkeiten des Augenblicks drein. Die Überbetonung von Partialinteressen erwies sich als kontraproduktiv. Außerdem wurde so den Einflussmöglichkeiten staatlicher Verwaltungen, sozusagen durch die Hintertür, Tür und Tor geöffnet.

Anstatt dieses Modell zu verbessern (was möglich gewesen wäre), wurde es nahezu überall im Zuge der neuen politischen Ausrichtung nach dem Ende des Kalten Krieges – mag man sie nun Neoliberalismus oder Neokonservatismus nennen – so rasch wie möglich abgeräumt und durch die Übernahme von Vorbildern aus der Wirtschaft abgelöst, bei denen die Partizipation fast ersatzlos entfiel – alle Gruppen, auch die Professoren, die zuvor so beredt über ihr Los so geklagt hatten, wurden zurückgestutzt – und die bisherige kollegiale Führung aus den eigenen Reihen wurde durch (oft von außen kommende) Manager ersetzt. Diese hatten zwar gewöhnlich von den absolutistisch anmutenden Formen der Entscheidungsfindung in Wirtschaftsbetrieben Kenntnis, kaum jedoch davon, wie wissenschaftliche Kreativität am Leben erhalten wer-

den kann. Die *universitas studiorum* wurde durch die Hochschul-AG ersetzt, erstaunlicherweise fast ohne Widerstand⁹. Fürs erste waren der Universität als kritischer Ort damit teilweise die Zähne gezogen: das Übergewicht der Hierarchie sorgte dafür, dass nicht zu viele „unpassende“ Fragen gestellt wurden, die Partizipation an Entscheidungsprozessen ging drastisch zurück (die „wirklichen“ Entscheidungen waren den Angehörigen der Universität weitgehend entzogen), aber auch das Engagement der Betroffenen reduzierte sich auf ein Minimum (nicht zu vergessen: Hand in Hand mit den institutionellen Entscheidungen liefen personalpolitische ab, die heute einen Großteil des wissenschaftlichen Nachwuchses in existentiell prekären Situationen zu leben zwingen, und das in biologischen Spannen, in denen „natürlicherweise“ Selbständigkeit erreicht werden sollte; diese unsichere Lebenssituation verstärkt den Abhängigkeitsdruck und stellt das kritische Potential junger Forscherinnen und Forscher teilweise still¹⁰). Diese Re-Hierarchisierung der Universitäten steht in, wenn auch mittelbarem, Zusammenhang mit den entdemokratisierenden Tendenzen der meisten Gesellschaften.

Es ist nicht zu erwarten, dass dieses vom Neoliberalismus inspirierte Modell zeitlos herrscht, eine glaubhafte, auch politisch durchsetzbare Alternative ist indes derzeit nicht zu erkennen, zumal nicht angesichts der immer noch vorherrschenden konservativen (und teilweise reaktionären) Meinungsmacher. Zwar herrscht in weiten Kreisen Konsens darüber, dass es „so nicht weitergehen“ kann – die Krise von 2008, die oft hilflosen Versuche (?), sie zu bewältigen und die deutlicher werdende Erkenntnis, dass nur eine radikale Veränderung der wirtschaftlichen Ausrichtung in Richtung auf die Priorität einer intelligenten Ökologie (vielleicht) eine existentielle Krise für die Menschheit bannen kann, haben es gezeigt –, auf der Ebene der Hochschulpolitik wie auf der der allgemeinen Politik, ein auch nur einigermaßen konsensfähiges Gegenmodell existiert jedoch (noch) nicht. Zwar wird an vielen Stellen daran gearbeitet, gewöhnlich *gegen* die offiziellen Institutionen, die Resultate klaffen jedoch noch weit auseinander. Das ist wohl einer der Gründe für die oft unerwarteten Ergebnisse von Wahlen und Abstimmungen der letzten Zeit. Da der bürgerlichen Partizipation weitgehend die Luft abgedreht wurde und auch kritische Medien durch schwere Zeiten gehen, kommt das „Nein“ der Bürger auf unerwartete Weise zum Vorschein.

⁹ Ich erinnere mich mit einer gewissen Rührung jenes Kollegen, der in der letzten Sitzung der „alten“ Fakultät als Zeichen des Bedauerns ein Gläschen auf die nun vergehende Universität leerte

¹⁰ Man kann dieses Prekariat als einen Aspekt des zunehmenden Auseinanderklaffens der Einkommens- und Vermögensschere in fast allen zeitgenössischen Gesellschaften sehen.

2. Veränderungen in der (romanischen) Sprachwissenschaft

Vor diesem institutionellen Hintergrund gilt es nun die Entwicklungen der Sprachwissenschaft wahrzunehmen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lassen sich in der Sprachwissenschaft zwei große Strömungen erkennen, auf der einen Seite die von der Junggrammatik beeinflusste Forschung, vor allem im deutschen Sprachraum und den von ihm geistig beeinflussten Gebieten, sie konzentriert sich auf interne, vor allem historische Fragestellungen, auf der anderen Seite die französische Tradition, welche eine stark auf die Beziehungen von Sprache und Gesellschaft orientierte Konzeption vertritt, zum damaligen Zeitpunkt natürlich vor einem nationalistischen Hintergrund. Dabei gibt es natürlich auf beiden Seiten „Freibeuter“ – hier sei exemplarisch an die Rolle eines Hugo Schuchardt erinnert.

Auf der einen Seite erfährt die Sprachwissenschaft während des 20. Jahrhunderts eine zunehmende Formalisierung, zunächst vor allem durch die Rezeption des unter dem Namen Ferdinand de Saussure veröffentlichten *Cours de linguistique générale* (1916). Während die Formulierungen des *Cours* eine Verbindung zwischen den beiden oben erwähnten Richtungen gestattet, vielleicht sogar suggeriert hätte, zielte die allgemeine Rezeption des durch ihn begründeten Strukturalismus eher in eine gesellschaftsferne Richtung. Auch weiterhin wurde Sprachwissenschaft allenfalls in geringem Maße als Sozialwissenschaft verstanden. Diese Tendenz verstärkt sich noch mit dem Aufkommen der Generativen (Transformations-) Grammatik (GG) von Noam Chomsky, die seit den sechziger Jahren allenthalben ihren Einfluss bemerkbar macht; sie mündet später indirekt in die so genannte kognitive Sprachwissenschaft ein. Diese Richtungen legen den Nachdruck auf die *Sprachproduktion*, die *Rezeption* bleibt – auch theoretisch – weitgehend außer Acht, die *Dialektik* zwischen beiden wird nicht wahrgenommen. Vor allem die GG stützt sich vor allem auf genetische Daten, die Kategorien *Umwelt* und *Erfahrung* spielen für sie kaum eine Rolle; die Erkenntnis, dass Sprache auch von den Sprechern *gemacht* wird, wird wenig rezipiert. Damit wird aus der Untersuchung der menschlichen Sprache das kommunikative, dialogische Element abgetrennt; man weiß inzwischen, vor allem aufgrund von psychologischen Forschungen, dass das *Verstehen* nicht eine mechanische Rezeption ist, sondern einer eigenen Anstrengung bedarf. Insofern sind die in der Folge von Shannon und Weaver (1949) konstruierten Modelle der Kommunikation unvollständig.

Wie um diese Karenz auszugleichen, entsteht parallel zu den genannten formalen Sprachtheorien (es sei nochmals darauf hingewiesen: es sind eben keine *Theorien der Kommunikation*) nach und nach die *Soziolinguistik* als eigene

Disziplin; die Bezeichnung soll 1952 zum ersten Male aufgetaucht sein (Currie 1952). Wichtig ist allerdings, dass es schon lange zuvor eine Soziolinguistik *avant la lettre* gibt, ebenso wie andere Bezeichnungen in der Folge ähnliche Felder abdecken (Kremnitz 2016). Die Isolierung der Soziolinguistik als eigene Subdisziplin enthält implizit die Auffassung, es gäbe daneben eine nicht auf Gesellschaft ausgerichtete Sprachwissenschaft. Für die Vertreter einer Soziologie der Kommunikation ist diese These schwer vermittelbar.

Die Soziolinguistik erlebt eine Blütezeit ab den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts, als man glaubt, durch kompensierenden Sprachunterricht soziale Probleme lösen zu können. In diesem Zusammenhang wird deutlich, *welche* Bedeutung die Bedingungen der Kommunikation für Gesellschaften haben. Zwar ist *Sprache* in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zunächst eine abhängige Variable, sie kann indes leicht ein zunehmendes Eigengewicht bekommen und zum Symbol (oder gar Ersatz) für andere Konfliktpunkte werden. Immerhin haben die Diskussionen der damaligen Zeit, wie etwa die Auseinandersetzung um die Defizit- und Differenz-Hypothese, dazu beigetragen, viele neue Erkenntnisse über das gesellschaftliche Funktionieren von Kommunikation zu sammeln. Die Veränderung der weltpolitischen Bedingungen nach 1989/90 hat zwar die Felder der Beobachtung verschoben, die Bedeutung der Fragen indes nicht vermindert. Das Problem der Kommunikation spielt für alle gesellschaftlichen Formationen eine entscheidende Rolle. Vielfach hat die Soziolinguistik jedoch ihren emanzipatorischen Impetus verloren und sich unter das Dach der formalen Sprachwissenschaft begeben – oft, ohne zu bemerken, dass sie sich damit selbst die Zähne zieht¹¹. Vielleicht sollte sie einiges von diesem emanzipatorischen Interesse wieder aufgreifen?

All diese Entwicklungen, die hier nur in ganz groben Umrissen skizziert werden konnten, haben Konsequenzen für die Praxis des Forschenden.

3. Zur Ethik des Forschers

Was im ersten Abschnitt für den Gesamtbereich Wissenschaft angedeutet wurde, lässt sich auf jede einzelne Disziplin niederbrechen. Zunächst stellt sich

¹¹ In der früheren Soziolinguistik, vor allem, wenn sie aus den Reihen der betroffenen Gruppen selbst kam (also die Innensicht widerspiegelte), kam es mitunter aufgrund der Verquickung von militantem Interesse und wissenschaftlicher Erkenntnis zu Verzerrungen – ähnliche, allerdings spiegelbildlich verkehrte Beobachtungen lassen sich auch für Forschungen „von außen“ machen. Die komplementären Beobachtungen unterstreichen die Notwendigkeit *beider* Vorgehensweisen, aber auch die *kühner* Fragestellungen.

eine allgemeine Frage: worin besteht die Aufgabe des Wissenschaftlers/der Wissenschaftlerin? Welchen ethischen Prinzipien sollte er/sie entsprechen?

Als erstes Argument in allen Diskussionen taucht gewöhnlich das der *Objektivität*, bisweilen auch als *Neutralität* bezeichnet, des/der Forschenden auf. Sofort erhebt sich die Frage nach der Ebene, auf der die *Objektivität* anzusiedeln ist. Geht es um den Gesamtzusammenhang? Kein/e Wissenschaftler/in kann von dem gesellschaftlichen Kontext abstrahieren, in dem er/sie agiert, seine/ihre Inskription in eine Gesellschaft – in den Raum und in die Zeit, in der er/sie wirkt –, seine/ihre persönlichen Interessen. Das betrifft den Physiker ebenso wie den Soziologen oder Philosophen. *Objektivität* kann dadurch verstärkt (nicht absolut gemacht) werden, dass der/die Forschende seinen/ihren Ort in der Gesellschaft (auch für mögliche Rezipienten) genau umreißt, so dass diese persönlichen Komponenten als Faktoren in die Beurteilung von Forschungsergebnissen eingehen können.

Bereits die Fragestellungen, die an ein wissenschaftliches Objekt gestellt werden, können leicht von diesen Prämissen beeinflusst sein (die im Übrigen dem/der Forschenden selbst nicht bewusst sein müssen) – und sind es gewöhnlich. Insofern ist diese Inskription in die Gesellschaft von vorn herein von größter Bedeutung.

Objektivität ist möglich bei der Umsetzung und Durchführung von Forschungsvorhaben: hier handelt es sich um eine andere Ebene, nämlich die der *handwerklichen Genauigkeit*, mit der eine Untersuchung durchgeführt wird. Sie ist unbedingt einzufordern und sie begründet den Wert von Untersuchungen (wobei sofort zuzugeben ist, dass auch sie oft nur mühsam erreichbar ist).

Ein anderer Begriff taucht meist ebenso rasch auf: der der *Ethik* des Forschenden. Natürlich wird dieses Konzept durch seine lange Geschichte so unterschiedlich definiert, dass ein Rekurs darauf schwierig ist. Allemal lässt sich daraus die Vorstellung ziehen, dass Forschungen auf den Nutzen und nicht den Schaden der beforschten Objekte wie des Forschenden ausgerichtet sein sollen, dass beide, Forscher wie Objekt, in ihren Rechten, Möglichkeiten und Grenzen wahrgenommen werden. Für die Praxis bedeutet das, dass Forschungen nicht zum Schaden des Beforschten führen sollen (dass man hier rasch an Grenzen stoßen kann, zeigt ein so banales Feld wie die Bekämpfung von Schädlingen), aber eben auch nicht des Forschenden. Auf der anderen Seite sollte sich der Forschende nicht dem Beforschten substituieren: der von außen kommende Soziolinguist kann die Folgen bestimmter sprachpolitischer Entscheidungen unter unterschiedlichen Prämissen und verschiedenen Alternativen abschätzen, in allen Fällen ist eine solche Außensicht eine bereichernde Ergänzung der Innensicht, wenn er sich jedoch zum Entscheidungsträger aufwirft, überschreitet

er leicht seine Grenzen und verfällt in eine Form des (Neo-)Kolonialismus. Auch hier gibt es Ausnahmen; eine aus der romanischen Sprachwissenschaft ist bekannt (und zu einem Erfolgsmodell geworden). Da die verschiedenen Sprechergruppen des Rätoromanischen sich nicht über die Modalitäten der Erarbeitung einer einheitlichen Referenzform einigen konnten (und noch viel weniger über diese selbst), beauftragten sie den Deutschschweizer Heinrich Schmid um 1980 mit der Erarbeitung eines Normvorschlages, des *Rumantsch Grischun*, das sich mittlerweile immer stärker durchsetzt. Allerdings enthält diese Ausnahme bereits, wie es sich für dialektische Verhältnisse gehört, ihre eigene Negierung: als die Ladinier in Südtirol und Oberitalien mit derselben Bitte an ihn herantraten, konnte sich sein Modell dort letztendlich nicht durchsetzen. Die Abwägung kann im Einzelnen heikel sein, daher lässt sich außer der oben notierten sehr allgemeinen Regel meist nur auf die Betrachtung des Einzelfalls zurückgreifen (Joshua A. Fishman stellte bereits vor Jahrzehnten fest: „*things are a little bit more complicated than we thought*“).

4. Abschließende Bemerkungen

Forschung soll gesellschaftlich relevante Ergebnisse erbringen – gleichgültig, ob es sich um unmittelbar verwertbare handelt oder ob ein solcher Nutzen (zunächst) nicht erkennbar ist (und sie als Grundlagenforschung abgetan wird). Forschung im Bereich der Kommunikation soll dazu beitragen, deren Regularitäten (besser) zu erkennen. Dazu gehören sehr unterschiedliche Teilbereiche, nicht alle sind in gleichem Maße unmittelbar praxisrelevant – aber alle können es unter bestimmten Bedingungen werden! Daher muss die erste Forderung an eine Disziplin sein, dass es keine Tabus geben darf. Als zweites muss sich der/die Forschende über seine eigene Position in der ihn/sie umgebenden Gesellschaft bewusst werden und diese Erkenntnisse auch möglichen Rezipienten der Forschung zugänglich machen (natürlich enthält die Selbsteinschätzung nahezu notwendig blinde Flecken, auch mit ihnen ist sie unerlässlich). Drittens: es gibt im weiten Feld der Kommunikationswissenschaften noch viele unbearbeitete Flächen – aus welchen Gründen auch immer – es wäre gut, sich ihnen *sine ira et studio* – zu widmen. Dann wird sich daraus eine „gesellschaftlich relevante“ Wissenschaft ganz von selbst ergeben¹². Natürlich wäre zu wünschen,

¹² Vor vielen Jahren baten die Herausgeber der Zeitschrift *Sociolinguistica* eine Reihe von Kollegen um eine Sicht auf die Perspektiven der europäischen Soziolinguistik. Einen größeren Teil der damals von mir geäußerten Desiderata würde ich wieder nennen. Manches Neue käme hinzu, vieles findet sich auch in den Beiträgen anderer Kollegen (Kremnitz 2000).

dass die Gesellschaften die entsprechenden Erkenntnisse auch wahrnehmen; das liegt indes nicht in der Macht der Wissenschaft (ler). Hier können sie nur in ihrer Rolle als Bürger auf andere, womöglich gerechtere, weil mehr Chancengleichheit vermittelnde gesellschaftliche Verhältnisse weltweit hinarbeiten.

Bibliographie

- Currie, Haver C., 1952. „A projection of sociolinguistics: The relationship of speech to social status“, in: *Southern Speech Journal*, XVIII, 28-37.
- Kremnitz, Georg, 2000. „Mögliche Schwerpunkte einer zukünftigen Soziolinguistik – Fragmente und Gedankensplitter“, in: *Sociolinguistica*, no. 14, 121-125.
- Kremnitz, Georg, 2016. *Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft* unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der Zahl der romanischen Sprachen. Wien: Praesens.
- Nida-Rümelin, Julian, 2014. *Der Akademisierungswahn*. Zur Krise beruflicher und akademischer Bildung. Hamburg: Edition Körber-Stiftung.
- Petersilie, A./Keller, 1923-28. „Analphabeten“, in: Elster, Ludwig (Hg.), *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, Jena: Fischer, Band 1, 1923, 271-276.
- Shannon, Claude Elwood/Weaver, Warren, 1949. *The Mathematical Theory of Communication*. Urbana (Illinois), Univ. of Illinois Press.

Oberwaltersdorf, 27. Juni 2017

Una lingüística socialmente relevante para la Argentina actual¹

Laura Malena KORNFIELD, Buenos Aires
Roberto BEIN, Buenos Aires

En nuestra discusión previa a la escritura del artículo, el título nos llevó a considerar de inmediato un panorama muy amplio que incluía tanto aspectos de la ciencia como de la situación lingüística² y perspectivas tanto generales como específicamente argentinas en temas como la “diglosia escolar” –la imposición a los alumnos de una variedad que no es la suya–, la actitud de gobiernos y de la población en general frente a lenguas de inmigración y lenguas aborígenes, el valor de la variedad local, la formación lingüística de los docentes en los distintos niveles escolares, la desigualdad en el manejo de la lengua y de diversos géneros discursivos como producto y como consolidación de la inequidad social.

Optamos finalmente por darle el siguiente orden a la exposición: núcleos problemáticos de la situación lingüística en la Argentina, formación de lingüistas y docentes, aspectos teóricos y perspectivas.

Núcleos problemáticos

KORNFIELD: Dentro de los núcleos problemáticos que se pueden reconocer en la situación lingüística actual de la Argentina, uno central lo constituyen los variados conflictos que se generan alrededor de las lenguas indígenas y sus hablantes. El bilingüismo con competencia lingüística en la lengua indígena y en español es raro en las comunidades indígenas, pero se da históricamente en regiones criollas de la provincia de Santiago del Estero o, últimamente menos, en la provincia de Corrientes, cuando la lengua indígena

¹ Presentamos nuestro aporte en forma de diálogo porque en la discusión previa, en la que, pese a nuestras perspectivas teóricas distintas: la gramatical (Kornfeld) y la sociolingüística (Bein), se evidenciaron muchas coincidencias, nos pareció que de todas maneras esta forma resulta más dinámica para la lectura.

² Aquello que algunas lenguas distinguen con dos adjetivos diferentes, como el francés: *langagier et linguistique*.

tiene un prestigio social e identitario histórico, en general no atado a una etnia determinada, sino extendido entre la población criolla.

BEIN: Hay grados de competencia lingüística. Es cierto que en Santiago del Estero, provincia de unos 900.000 habitantes, el quichua cuenta con entre 80 mil y 160 mil hablantes (cfr. <http://www.santiagocultura.gob.ar/lengua-quichua.php>) que en general no se reconocen como indígenas, y que hay incluso un estrato criollo de buena posición social que cultiva el quichua. Desde marzo de 2017 la emisora local de Radio Nacional transmite dos veces por semana una hora de noticieros en quichua. Lo cual, desde mi perspectiva de sociólogo del lenguaje no impide decir que haya bilingües, pues parto de la realidad cotidiana, que muestra que el concepto de bilingüismo responde a representaciones muy diversas y que de hecho hay personas que dominan distintas destrezas en distintas lenguas.

KORNFELD: No creo que haya grados en la competencia lingüística (en el sentido chomskiano), aunque, desde ya, sí que puede haber bilingües en muy distintas situaciones familiares y sociales. Las comunidades indígenas en la Argentina generalmente son rurales, aunque existe el caso de Tartagal, en la provincia de Salta, tal vez la ciudad con más comunidades indígenas del país, como se refleja muy bien en la película *El etnógrafo* (Rosell, 2012). En esas comunidades, la lengua indígena funciona como lengua materna y se logra un manejo esforzado del español, con distintos grados de éxito según las historias individuales, dependiendo de factores como la educación, el trabajo o inclusive la religión. En los “barrios” o aglomeraciones indígenas de las capitales (Buenos Aires, Rosario, Resistencia), en cambio, se comprueba a menudo un monolingüismo traumatizado del español, que suele impactar en el desempeño escolar de los niños. Paradójicamente el trauma se debe a la represión de la lengua indígena, decidida por padres o por los propios niños, en general avalados por el consejo de los docentes, ya que esos barrios, típicamente, carecen de auxiliares bilingües o de docentes formados en la educación intercultural bilingüe (EIB) (cfr. Carrió 2014). Adicionalmente, la medida de extender la EIB, que propone Carrió, sería de gran utilidad para lograr la integración efectiva de niños sordos en las escuelas, como resaltan muchos especialistas (cfr., por ejemplo, Gibson, Small & Mason 1997).

Una serie de leyes interesantes en las últimas décadas apunta a ampliar los dominios de uso de las lenguas indígenas, con distintos grados de éxito en la práctica (cfr. Unamuno 2013, Arnoux & Bein 2015), a veces con efectos más simbólicos que reales (el caso típico es el guaraní como lengua cooficial en Corrientes). Tal vez el ensayo más sofisticado en ese sentido sea el Complejo

Educativo Bilingüe Intercultural Consejo Nam Qom, un instituto terciario inaugurado hace unos años en Pampa del Indio (provincia del Chaco); habrá que analizar su desarrollo y su capacidad real de modificar la realidad lingüística.

BEIN: Creo importante para una lingüística socialmente significativa ahondar precisamente en el carácter social del bilingüismo. Quiero decir que, salvo casos excepcionales, el bilingüismo, igual que el monolingüismo, solo puede desarrollarse socialmente, y como la situación social de los grupos –su inserción laboral, su cohesión endogámica, su reconocimiento identitario propio y por parte de otros, etc.– suele cambiar, también suele cambiar dialécticamente su dominio de las lenguas en presencia: cuando avanza el de una retrocede el de la otra o se forman mezclas. Esos procesos no son necesariamente unidireccionales: los catalanes primero desaprendieron su lengua y dominaron más el castellano, y luego se dio el proceso inverso, a veces dentro de una misma generación.

KORNFELD: Otro núcleo problemático vinculado con la escuela, pero que también la desborda, se relaciona con las representaciones y actitudes frente a las variedades del español. La “tradicción de la queja”, como la bautizó Ángela Di Tullio (2003: 204ss.), impone un vago pero persistente prejuicio de que “en la Argentina se habla mal español” porque el uso lingüístico no responde a la norma peninsular dictada por la Real Academia Española, que se adopta a comienzos del siglo XX.

La “tradicción de la queja” a menudo ha cargado las tintas sobre grupos innovadores, como inmigrantes y jóvenes (cfr. Kuguel 2014), tal como se registra en diversos textos normativistas desde la década de 1910. Una consecuencia menos evidente es la ausencia de una norma escrita (de las variedades) del español de la Argentina. Aun si los docentes advierten las falacias de la perspectiva hispanista sobre la lengua, carecen de los instrumentos metalingüísticos básicos para enseñar las variedades argentinas del español en la escuela: diccionarios con acceso al gran público, gramáticas, obras de consulta y descripciones dialectológicas completas y actualizadas.

BEIN: Sin embargo, cabe destacar que desde hace algunas décadas los libros escolares incorporan rasgos de la variedad rioplatense, en especial, el voseo (junto con el tuteo) verbal, pronominal y posesivo.

KORNFELD: Pero eso no proporciona herramientas metalingüísticas sistemáticas. La tensión por la discordancia del español de la Argentina con las variedades peninsulares y la falta de instrumentos metalingüísticos adecuados se resolvió en la escuela por medio de una norma escrita artificial y pomposa,

con un fuerte acento en lo normativo. En esa norma escrita se advierten rasgos gramaticales subestándares en la escritura, que, simultáneamente, se alejan completamente de la lengua oral: el reemplazo sistemático de *que* por *el/la cual*, el uso desafortunado de gerundios, de sinónimos (para evitar la repetición) y de formas pronominales subestándares (e.g. *el/la mismo/a*) y, como contrapartida, un manejo deficiente del sistema de sujetos nulos y pronombres personales y demostrativos del español. Esa norma “escolar”, que resulta muy evidente en los jóvenes que empiezan la universidad, conspira en contra de la legibilidad de la escritura y, al combinarse con la ya engolada tradición hispánica, logra alejar rotundamente el “como se escribe” del “como se habla” en nuestro país.

BEIN: Esto me hace recordar la posición de J.L. Borges (1928: 59-60) de que el español escrito en la Argentina no debía ser el académico sino el “de nuestra conversada amistad”, el registro coloquial culto, a lo cual agrega: “Mejor lo hicieron nuestros mayores. El tono de su escritura fue el de su voz; su boca no fue la contradicción de su mano.” Lo cito porque muestra una clara posición de clase: Borges y sus amigos se sentían, en la escritura, tan lejos del español peninsular –seguían considerando a España un país decadente– como del castellano italianizante de los hijos de los inmigrantes (cf. Arnoux y Bein 2004). Y aunque se trate solo de un detalle, es a mi juicio el vincular las posiciones frente al lenguaje con las actitudes de clase lo que una lingüística socialmente relevante debe desentrañar, porque es la que permite no solo describir sino también explicar por qué se adoptan determinadas líneas glotopolíticas y, si hace falta, combatir las. Ciertamente han existido a lo largo del siglo XX no solo la “queja” y las discusiones de intelectuales en torno a la norma, sino también acciones concretas para “reencauzar” el castellano argentino en la norma hispánica, que apelaron a los sucesivos medios a disposición: al medio gráfico, a la radiofonía y a la televisión, acciones que siguen teniendo su peso no solo en la escuela sino también entre los correctores editoriales.³ Tales normas se manifiestan también en la actividad traductora: sea por imposición de las editoriales, sea por las representaciones de los propios traductores acerca de la lengua “adecuada” para realizar una traducción –por tradición normativa o también porque, en un funcionamiento diglósico, se piensa que es precondition para que se la entienda y reciba bien en todos los países hispanófonos–, la norma hispánica tiene un peso fuerte en la mayoría de las traducciones al español. Los problemas se multiplican cuando se trata de traducir una variedad

³ En una edición reciente, una correctora me “permitió” usar *doctorando*, pero no *maestrando*, porque el primer término figura en el Diccionario académico, a diferencia del segundo.

no estándar. ¿A qué castellano traducirla? Las posiciones varían mucho, incluso según el género.

Y concordamos en que hay problemas reales en la educación lingüística de los escolares, sobre todo entre los de menos recursos. No se trata solo del problema de la variedad y del estándar de clase media que usa la escuela, ni de las temáticas (libros de texto iguales para realidades muy distintas), sino de que efectivamente estos alumnos no tienen un dominio suficiente activo ni pasivo para plasmar o recibir pensamientos más complejos y críticos. Tal vez haya que sumar a lo que dijiste la influencia de las redes sociales, no solo por la simplificación del discurso y la reducción genérica –toma la misma forma un programa, un chiste, un poema, una necrológica, etc.– sino también por la ilusión de comunicación que crean.

En definitiva, para que las consideraciones lingüísticas sean socialmente útiles en este punto (y para que no parezca que nos quejamos a la vez que denunciemos la “tradición de la queja”), aquí debe intervenir, por una parte, una descripción sistemática de los usos lingüísticos –tarea de los gramáticos, eventualmente generativos– para poder distinguir bien entre usos dialectales o sociolectales, falta de claridad y una variedad artificiosa, sobre todo en la escritura, impulsada por la escuela; y, por la otra, la sociolingüística para desentrañar y, caso dado, denunciar la constelación social que lleva a los diferentes usos o trata de imponerlos.

Formación de lingüistas y docentes

BEIN: Un análisis más detallado lo merecería el escaso número de lingüistas que se forma en el país. Si bien solo en algunas universidades la lingüística es una orientación especial dentro de la carrera de Letras, cabría estudiar por qué muchos estudiantes se inclinan más hacia la literatura, las ciencias de la comunicación, los profesorados de lenguas y los traductorados. ¿Cuestiones ideológicas, poca atención a los problemas lingüísticos, formación inadecuada de los lingüistas? Por lo demás, entre los estudiantes de lingüística hay hoy mayor preferencia por la psicolingüística y la neurolingüística, por ejemplo, que por los aspectos sociales del lenguaje. E incluso dentro del rótulo “sociolingüística” se ve favorecido el análisis de discursos políticos, clínicos, jurídicos y periodísticos –es decir, discursos de ámbitos (profesionales) específicos, frente al de los usos grupales, comunitarios, nacionales, de las lenguas, y sus causas. También deberían multiplicarse las redes argentinas y latinoamericanas de investigadores –sin desestimar las existentes sobre todo con países europeos– para estudiar los problemas específicos de la región,

sumar perspectivas teóricas y pensar políticas lingüísticas lo suficientemente flexibles para las distintas realidades (por ejemplo, para la mayor o menor presencia de lenguas aborígenes o de inmigración) sin llegar a una dispersión conceptual disfuncional.

Por lo demás, los docentes de todos los niveles, pero especialmente los de los niveles inicial (jardín de infantes) y primaria de la escuela, tienen escasa formación lingüística, tanto en la del sistema como en sociolingüística. Esto lleva al desconocimiento y al mal manejo de la diversidad lingüística en el aula.

KORNFELD: También, como señalábamos, la falta de un conocimiento de base del sistema lingüístico es un factor que impide que se puedan hacer análisis rigurosos de las dificultades orales, de lectura y de escritura de los alumnos.

Otra de las consecuencias de la política conservadora implementada a principios del siglo XX, que ya mencionamos, fue la falta de tolerancia en las aulas a los grupos que hablan otras lenguas (indígenas y de inmigración). Eso se prolonga actualmente: en la escuela argentina se encuentra poca tolerancia ante la presencia de distintas lenguas de inmigración entre los niños (cfr. Courtis 2011), sean europeas (ruso/ucraniano), africanas (wolof), asiáticas (chino y coreano) o amerindias; si bien el quechua y el guaraní son lenguas habladas en territorio argentino, están invisibilizadas en Buenos Aires (además de que las variedades boliviana y paraguaya son diferentes de las del Noroeste y el Nordeste argentinos).

BEIN: De acuerdo, pero incluso porque la situación es hoy la que describís, para que estos niños no sufran discriminación incluso laboral, y como no podemos prometerles éxito político en la campaña de respeto a todas las variedades, me parecen buenas iniciativas como las del libro *Las aventuras de Ernestina*, de Rosemberg, Borzone y Flores (2007), un libro de lectura que se plantea como intercultural y bidual para las comunidades kollas de Jujuy y Salta en que las viñetas de diálogos de los niños estaban escritos en su variedad norteña y a pie de página se reproducían en la variedad estándar. Así los niños, por una parte, sentían reconocida su variedad al verla impresa y, por la otra, por contraste aprendían la variedad estándar, que necesitan saber.

KORNFELD: Evidentemente la lección (que replica otras experiencias en todo el mundo) es que se debe partir de las realidades lingüísticas de los niños, reconociendo la diversidad, para alcanzar, en todos los casos, el mismo punto de llegada, que incluirá desde ya la variedad estándar. En el caso concreto de los hijos de inmigrantes, la dialéctica entre la escuela argentina y los grupos de inmigrantes tiende a resolverse sistemáticamente en función del capital

simbólico (económico, educativo, familiar) de cada grupo migratorio. Así, el chino y el coreano tienden a perdurar a lo largo de las generaciones, por políticas culturales sostenidas activamente por la propia comunidad migrante (padres monolingües con mucho poder simbólico, escuelas o cursos sistemáticos que se suman a la escolaridad obligatoria, intensa sociabilidad interna a la comunidad, empleos que requieren poco dominio del español, grupos religiosos, cfr. Courtis 2006).

BEIN: Incluso ha comenzado la enseñanza de chino desde hace dos años en una escuela pública de la Ciudad de Buenos Aires.

KORNFELD: Suena previsible, en cambio, que sea menor la persistencia de las lenguas africanas (incluidos los distintos *créoles*), ya que los migrantes que las hablan llegan en condiciones lingüísticas, culturales y, sobre todo, económicas mucho más vulnerables.

Algunos intentos de contrarrestar los efectos de las políticas educativas históricas se podían reconocer hasta hace dos años. Ciertas áreas de gobierno (Biblioteca Nacional, educación superior, política ante la ciencia y los medios de comunicación, cfr. Lauria 2016) desplegaron durante el período 2005-2015 un conjunto de políticas lingüísticas incipientes a favor de las variedades argentinas. Así, los Núcleos de Aprendizajes Prioritarios de 2011 (aún disponibles en el sitio web del Ministerio de Educación) hacen hincapié, al menos programáticamente, en el estudio de las variedades habladas en la Argentina.

Una política más concreta fue la variedad lingüística impulsada desde el polo de medios del Ministerio de Educación, bautizada “argentino neutro” (y basada en la variedad rioplatense): se alentaba la inclusión de palabras familiares para niños y adultos, al tiempo que se desaconsejaban las expresiones de la variedad peninsular. En un artículo reciente analicé los pliegos de licitación para traducciones de los canales *Paka-paka* (una programación televisiva para niños) y *Encuentro* (un canal cultural del Ministerio de Educación), que, podemos suponer, son una muestra también del lenguaje propiciado para las producciones propias de esos canales (Kornfeld 2017). Al mismo tiempo, eso permitía poner en discusión las variedades difundidas “espontáneamente” por los medios, particularmente, la televisión, que da lugar a una suerte de norma informal, pero artificial y empobrecedora, y que a su vez multiplica los prejuicios lingüísticos. Dentro de esa situación lingüística “espontánea” (léase, sin intervención del Estado), deben tomarse en cuenta los efectos de la exposición a programas, series y dibujos animados doblados (en México, EE.UU. o Centroamérica) en la llamada “generación malvavisco”, que adopta

una variedad ajena o un español neutro (cfr. Bein 2014). Más allá del intento de consolidar el “argentino neutro”, el polo de medios del Ministerio también dio lugar durante 2005-2015 a las variedades regionales de la Argentina, incluyendo en sus programas a conductores con marcado acento regional, que permitían en los espectadores una familiarización con la diversidad lingüística.

Aspectos teóricos y perspectivas

BEIN: A partir de los desarrollos propios de la teoría, pero también de los problemas planteados, nos parece que una lingüística socialmente relevante para la Argentina debería contar con lingüistas más formados en sociología, sobre todo en sociología de la comunicación, para poder explicar y actuar sobre los usos socialmente diferenciados, los regímenes de normatividad (cfr. Arnoux y del Valle 2010) y sus consecuencias sobre la distribución del poder. Surge también la necesidad de acotar categorías teóricas que siguen siendo socialmente difusas, como comunidad lingüística, diglosia, normalización. También me parece que requiere de precisión el concepto de glotopolítica, profusamente empleado en la Argentina, que permite englobar una serie de fenómenos que se le escapan a conceptos como “política lingüística”, “planificación del lenguaje” o “gestión de lenguas” (las iniciativas no gubernamentales que pueden ser incluso no conscientes) pero que también se emplea para toda expresión lingüística que tenga carácter político, y también se lo usa como disciplina, como enfoque y como metodología.

Por ahora también es poco el análisis de las consecuencias de las nuevas tecnologías y de las redes sociales en cuanto al aplastamiento de la diversidad – es posible que en el futuro los correctores automáticos operen por medio de un software basado en frecuencias de uso– y a su moldeo de los discursos, incluidos los políticos. Y también ha ocupado en los últimos años un amplio espectro la relación lenguas-integración regional, en especial con respecto al Mercosur, pero esa relación también requiere de precisiones teóricas en cuanto a la participación de más de una lengua en la construcción de una identidad, ya sea identidades “nacionales” bilingües, como probablemente sea el caso de indígenas argentinos, ya de identidades transnacionales, como la sudamericana.

También deben mencionarse los censos, que proporcionan datos fiables que se necesitan para implementar políticas.

KORNFELD: Está claro que los lingüistas deberíamos asesorar a los gobiernos en un punto tan sensible como los censos, sobre todo cuando involucran lenguas indígenas o de inmigración, ya que las preguntas a menudo

fallan en su formulación, sea porque se leen negativamente, sea porque no se hacen cargo de las nociones del sentido común sobre lenguas y dialectos, por ejemplo.

No puedo dejar de señalar que muchas veces (paradójicamente) a los propios lingüistas nos fallan las palabras para hablarle al “gran público”; nos centramos tanto en discutir las teorías o el metalenguaje que nos perdemos de alcanzar consensos para jerarquizar los conceptos en imprescindibles, necesarios, importantes e irrelevantes. Eso explica, parcialmente, junto con los problemas en la formación de los docentes que ya apuntamos, la reducción alarmante que se puede comprobar en la calidad y la cantidad de los conceptos lingüísticos en los distintos niveles educativos en la Argentina. Un metalenguaje básico para reflexionar sobre el sistema gramatical y léxico es esencial para garantizar una formación igualitaria y democrática (con la idea de que lo que no se enseña en la escuela profundiza la desigualdad, en relación con la expresión escrita o con el aprendizaje de lenguas extranjeras, por ejemplo).

BEIN: En una línea política similar se sitúan las declamaciones de plurilingüismo con respecto a las lenguas extranjeras, a las regionales —el portugués y el guaraní— y a las lenguas indígenas frente a la realidad de la incrementada concentración en el inglés como única lengua fuera del español.

KORNFELD: Ahora, también creo que las formulaciones y propuestas que se puedan hacer desde la lingüística tienen un límite externo, que es el que impone la política argentina, latinoamericana e internacional. Es difícil pensar que tengan continuidad, por ejemplo, el puñado de políticas lingüísticas que aquí fuimos señalando como promisorias, si nos encontramos en un contexto de inequidad y de reducción de derechos de las minorías.

Bibliografía

- Arnoux, Elvira / Bein, Roberto, 2004. “Dar con su voz: discusiones en torno a *El idioma de los argentinos*, de Jorge Luis Borges”, en: *Tram(p)as* n° 26. La Plata: Facultad de Periodismo y Comunicación Social, UNLP, 8-19.
- Arnoux, Elvira Narvaja de / Bein, Roberto, 2015. “Hacia una historización de las políticas de enseñanza de lenguas”, en: Arnoux, Elvira Narvaja de / Bein, Roberto, (eds.) *Política lingüística y enseñanza de lenguas*. Buenos Aires: Biblos, 15-50.

- Arnoux, Elvira / Del Valle, José, 2010. “Las representaciones ideológicas del lenguaje. Discurso glotopolítico y panhispanismo”, en: *Spanish in Context 7* (número especial sobre “Ideologías lingüísticas”), 1-24.
- Bein, Roberto, 2014. „Einflüsse audiovisueller Medien und internationaler Marktbedingungen auf das Spanische in Argentinien“, en: *Quo Vadis, Romania?*, 43, 56-60.
- Borges, Jorge Luis, 1928. *El idioma de los argentinos*. Buenos Aires: Gleizer.
- Carrió, Cintia, 2014. “Lenguas en Argentina. Notas sobre algunos desafíos”, en: Kornfeld, Laura, (ed.) *De lenguas, ficciones y patrias*. Los Polvorines: UNGS, 149-184.
- Courtis, Corina, 2011. “La Argentina como contexto inmigratorio: una mirada socio/etnolingüística”, en: Varela, Lía, (ed.) *Para una política del lenguaje en Argentina*. Caseros: UNTREF, 40-52.
- Courtis, Corina, 2006. “Políticas e ideologías en torno a los usos de la lengua coreana en el contexto migratorio: una aproximación lingüístico-antropológica a la inmigración coreana en Buenos Aires”, en: Domenech, Eduardo, (ed.) *Migraciones contemporáneas y diversidad cultural en la Argentina*. Córdoba: UNC, 131-154.
- Di Tullio, Ángela, 2003. *Políticas lingüísticas e inmigración: el caso argentino*. Buenos Aires: EUDEBA.
- Gibson, H./ Small, A./ Mason, D., 1997. “Deaf bilingual bicultural education”, en Cummins, J. & D. Corson (eds.) *Encyclopedia of Language and Education, Vol. 5: Bilingual Education*. London: Kluwer Academic Publishers, 231-241.
- Kornfeld, Laura, 2017. “Políticas de la neutralidad”, en: Bein, Roberto/ Bonnin, Juan Eduardo/ di Stefano, Mariana/ Lauria, Daniela/ Pereira, María Cecilia, (coords.) *Homenaje a Elvira Arnoux. Estudios de análisis del discurso, glotopolítica y pedagogía de la lectura y la escritura*. Tomo II: *Glotopolítica*. Buenos Aires: EUFyL, 67-81.
- Kuguel, Inés, 2014. “Los jóvenes hablan cada vez peor. Descripción y representaciones del habla juvenil argentina”, en: Kornfeld, Laura, (ed.) *De lenguas, ficciones y patrias*. Los Polvorines: UNGS, 81-102.
- Lauria, Daniela, 2016. “Intervenciones institucionales y discursos oficiales sobre la lengua en la Argentina kirchnerista (2003-2015): medios de comunicación, ciencia, educación superior y turismo idiomático”, en: Arnoux, Elvira / Bein, Roberto, (ed.) *Peronismos: ideologías lingüísticas y políticas del lenguaje*. Buenos Aires: en prensa.
- Rosell, Ulises, 2012. *El etnógrafo*. Película documental. Argentina: Fortunato Films.

- Rosemberg, Celia Renata/ Manrique, Ana María Borzone de/ Flores, Eulalia, 1998. *Las aventuras de Ernestina: para leer, pensar y jugar*. Buenos Aires: Ministerio de Educación, Ciencia y Tecnología. Dirección Nacional de Programas Compensatorios.
- Unamuno, Virginia, 2013. "Bilingüismo y EIB: miradas en cruce", en: Unamuno, Virginia / Ángel Maldonado, (eds.) *Prácticas y Repertorios Plurilingües en Argentina*. Bellaterra: GREIP, 235-249.

Romanistik und Slawistik – ein paar persönliche Gedanken zum Profil unserer Philologien

Michael MOSER, Wien

Meine Teilnahme an diesem Themenheft ist einem Ereignis des Sommers 2017 geschuldet, als sich gute Seelen des Nachbarinstituts an mich mit der Bitte wandten, an einer Präsentation des jüngsten Buches von Georg Kremnitz teilzunehmen. Mein Bezug zur Welt der Romanistik ist ein sehr loser, aber es gibt ihn doch: In meiner Jugend lernte ich Latein, später Französisch. Danach habe ich aufgrund des hohen Niveaus der italienischen Slawistik immer wieder Kontakt zu dieser wunderbaren Nachbarsprache gefunden, manchmal im Kontext allgemein-sprachwissenschaftlicher Fragestellungen zum Spanischen; immer wieder ist in meinem Kontext die Problematik des Rätoromanischen von Interesse, auch am Rumänischen und Moldauischen kommt ein richtiger Slawist nicht ganz vorbei. Unlängst, noch vor dem Höhepunkt der Separationskonflikte des Herbsts 2017, nahm ich an der Universität Cambridge an einer Tagung teil, die sich einen Vergleich der katalanischen und der ukrainischen Sprachensituation zum Ziel setzte. Die Romania prägt Europa, die Slavia steht mit ihr in ständigem Kontakt und weist zahlreiche Analogien zu ihr auf.

Das Buch, um das es ging, war Georg Kremnitz' „Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft“. Es ist dies ein Werk, das viel mehr beinhaltet, als der Titel verspricht; das sich keineswegs auf Wissenschaftsgeschichte beschränkt, sondern auf eine bestechend gelehrte und gleichzeitig zugängliche Art und Weise grundlegendes, ja kanonisches Wissen über die Geschichte der romanischen Sprachen und Kulturen von den Anfängen bis zur Gegenwart vermittelt.

Die ausgesprochen gelungene und darüber hinaus angenehme Präsentation, die vom Romanisten Peter Cichon moderiert und von Georg Kremnitz selbst, dem Germanisten Peter Ernst und meiner Wenigkeit bestritten wurde, ging schließlich in Gespräche über die Situation und die Perspektiven unserer Fächer über, an welcher sich auch die Gäste der Veranstaltungen rege beteiligten. Vielleicht ist ja diese Diskussion sogar mit ein Grund für die Gestaltung genau dieses Themenhefts.

Heute scheint mir, dass nicht zuletzt die Ereignisse der nachfolgenden Monate ein besonderes Licht auf unsere sommerlichen Gespräche werfen, und

zwar ganz besonders die Entwicklungen in Katalonien im Herbst 2017. Sie zeigen nämlich, dass wir Recht hatten: Es ist wichtig, dass Romanistinnen und Romanisten im Bereich der Sprachwissenschaft eine Ausbildung vermittelt wird, die ein gerüttelt Maß an Wissen über die Kulturen der romanischen Sprachwelt beinhaltet. Wer sonst soll Bescheid wissen über die kultur- und sprachgeschichtlichen Grundlagen der Krise in Katalonien, wenn nicht die Absolventen der Romanistik? Wer sonst soll der nachfolgenden Generation in den Schulen und Universitäten die so reichen Kulturen der romanischen Sprachwelt vermitteln? Welche Fragen stellt die Gesellschaft an uns Lehrende und unsere Studierenden? Ist es sinnvoll, das Studium der Sprachwissenschaft in den einzelnen philologischen Fächern immer stärker auf eine der jeweiligen Standardsprachen zu reduzieren und dabei sowohl die diachronische als auch die soziolinguistische Perspektive auszuklammern? Können wir ohne einen historisch-soziolinguistischen Zugang überhaupt die Grundlagen unserer Fächer verstehen, so etwa auch die historischen Voraussetzungen für die Ausgestaltung der romanischen oder auch slawischen etc. Standardsprachen? Ist es wichtiger, dass die Studierenden der Romanistik oder der Slawistik vor allem die allerletzte Version der generativen Grammatik kennenlernen (gegen die im Grunde nichts einzuwenden ist) oder wollen wir vor allem, dass den Studierenden der Romanistik und der Slawistik etc. ein solides Wissen über die Geschichte der romanischen Sprachen, ihre Verwandtschaftsverhältnisse und die historischen Voraussetzungen für ihre Standardisierung sowie über die soziolinguistischen Grundlagen ihrer weiteren Entwicklung vermittelt wird?

An solchen Fragen scheiden sich naturgemäß die Geister. Ich persönlich denke, dass es nicht zuletzt aus organisatorischen Gründen gute Gründe dafür gibt, in unseren traditionellen Nationalphilologien den Schwerpunkt nicht unbedingt auf universalgrammatische Ansätze zu legen, da es an unseren Universitäten in der Regel Nachbarinstitute gibt, deren Aufgabenbereich in der allgemeinen Sprachwissenschaft begründet liegt. Schon die Organigramme unserer Universitäten legen daher den Schluss nahe, dass unsere Institute für Romanistik und Slawistik etc. vor allem bestrebt sein sollten, die Spezifik der von uns erforschten Sprachenwelten in einem sich stets erneuernden und für Interdisziplinarität offenen Umfeld aufzuarbeiten. Ich persönlich bin fernerhin davon überzeugt, dass wir unsere Lehrpläne so ausrichten sollten, dass unseren Studierenden auch im Bereich der romanistischen oder slawistischen etc. Sprachwissenschaft im Lauf ihrer Ausbildung möglichst viele Freiheiten und Wahlmöglichkeiten geboten werden, so dass die Universität nicht zur Schule mutiert; dass wir andererseits aber auch ein gutes Fundament kanonischen Wissens übermitteln sollten, welches letztlich die Voraussetzung dafür ist, dass unsere

Studierenden auf der Grundlage eines Abschlusses an den höchsten Bildungsinstitutionen in einem bestimmten Maß zu Experten und Expertinnen in ihrem Fachgebiet werden.

Innerhalb unserer Philologien sind wir zwar alle dazu verurteilt, uns letztlich auf einen Teilbereich zu konzentrieren, das gilt für Lehrende ebenso wie für Studierende. Doch sollte uns daran gelegen sein, dass unser Fundament möglichst breit bleibt, dass wir die gesamte Romanistik, die gesamte Slawistik einigermaßen überblicken sowie unsere Spezialgebiete möglichst weitmaschig vernetzen können, und zwar innerhalb unserer Philologien sowie über sie hinaus. Unsere Studierenden der Romanistik oder Slawistik sollen nicht nur eine der romanischen Sprachen hervorragend beherrschen können, sondern auch ein Grundwissen über alle anderen romanischen oder slawischen Sprachen, ihre Geschichte, ihre Struktur und ihre soziolinguistischen Grunddaten erwerben können. Alle Romanistinnen und Romanisten sollten beispielsweise wissen, was die Straßburger Eide sind, worin die Bedeutung Dantes für die Sprachgeschichte Italiens und Europas begründet liegt, welche Rolle die *Académie Française* für die Geschichte der französischen Sprache spielte, wo Rätoromanisch gesprochen wird, worin die Problematik der moldauischen und romanischen Sprache besteht etc. Alle Slawistinnen und Slawisten sollten wissen, wer Kyrill und Method waren, wann sie wirkten und worin ihr historisches Verdienst besteht. Mit Hilfe von Wörterbüchern sollten sie letztlich imstande sein, alle slawischen Sprachen zu lesen. Sie sollten die Grundzüge der Geschichte aller slawischer Sprachen im Blick haben und die slawische Wechselseitigkeit ebenso verstehen wie die Bedeutung der außerslawischen Sprachkontakte für die slawischen Sprachen in ihren unterschiedlichen Kulturräumen. Unsere Absolventinnen und Absolventen sollten ebenso Fachleute sein wie wir Lehrenden, wenn auch verständlicherweise auf einer anderen Ebene. Unsere Studierenden wollen schließlich davon ausgehen, dass ihr Abschluss einen Mehrwert für sie beinhaltet; sie wollen von der Gesellschaft als Experten anerkannt und gefragt sein.

Parallel mit der Pflicht soll unseren Studierenden ein gutes Programm für die Kür geboten werden, mit möglichst vielen Wahl- und Profilierungsmöglichkeiten. In größeren Instituten ist es daher wünschenswert, wenn eine gewisse Diversität der Interessenschwerpunkte unter den Unterrichtenden gewahrt bleibt, welche diese Wahlmöglichkeiten erst schafft. Es ist gut, wenn Sprachhistoriker und Soziolinguistinnen zusammenarbeiten und auch jemand an den Instituten ist, denen besonders an Grammatiktheorie gelegen ist.

Michael Moser

Am Wiener Institut für Slavistik entsprechen wir diesem Profil, wie ich meine, recht gut. Dasselbe gilt, soweit ich es beurteilen kann, für die Wiener Romanistik. Und das ist gut so.

Sprache und soziale Exklusion

Einige grundlegende Überlegungen

Max DOPPELBAUER, Wien

1. Kommunikation und Demarkation

Sprache ist ein soziales Phänomen, das heißt sie ist integraler Bestandteil unserer Gesellschaft und ist Ausdruck und u.a. Kommunikationsmittel derselben. Sie hat verschiedene Funktionen: neben der wahrscheinlich wichtigsten Funktion, der kommunikativen, ist sie aber auch Trägerin anderer Aufgaben. Krennitz äußert sich über Kommunikation folgendermaßen:

Wer immer sich an einer (nicht nur) sprachlichen Kommunikation beteiligt, unterliegt einer Spannung bzw. Dialektik zwischen **Kommunikation** und **Demarkation**. Wenn ich mich an andere wende, versuche ich, mich ihnen genügend anzunähern, damit die Verständigung gelingt, aber ich grenze mich gleichzeitig von meinem jeweiligen Partner ab, um ihm deutlich zu machen, dass meine Identität sich von der seinen unterscheidet. Dieses demarkative Element ist für die Konstitution des Subjekts und der Identität von hoher Bedeutung. (Krennitz 2016: 20)

Krennitz meint also, dass sich Kommunikation und Demarkation in einer dialektischen Beziehung befänden: sie würden sich gegenseitig und notwendig bedingen (Krennitz 2016: 22). Dies gilt laut Krennitz für Individuen wie auch für Gruppen.¹

Jeder kommunikative Akt ist somit auch ein demarkativer bzw. kann einer sein. Andererseits ist auch jeder demarkative Akt ein kommunikativer. Wenn man also Sprache benützt, nicht um etwas mitzuteilen, sondern um sich abzugrenzen, dann nützt man eben die demarkative Funktion und nicht die kommunikative, wobei natürlich auch die Abgrenzung eine Art ist um zu kommunizieren. Watzlawick, Beavin und Jackson nennen das die „Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren“ (Watzlawick/Beavin/Jackson 2003: 72).

¹ Im Detail diskutiere ich diese Frage im Beitrag Doppelbauer 2006a und 2006b.

Diese Dichotomie von Kommunikation und Demarkation gilt nun auf individueller – wie Kremnitz zeigt – oder auch sozialer Ebene, innerhalb Gesellschaften oder zwischen Gruppen oder Gesellschaftsteilen. Auf institutioneller Ebene gilt dies ebenso: Österreich hat sich beispielsweise für das Deutsche als offizieller Amtssprache entschieden und somit einerseits ein offizielles Kommunikationsmedium vorgegeben. Andererseits grenzen wir uns zur Mehrheit unserer Nachbarstaaten ab. Viele Staatsgrenzen wurden hier künstlich zu Sprachgrenzen gemacht. Eine politische Demarkation führte hier zu einer sprachlichen. Wie sieht es aber mit den Grenzen zu Deutschland und zu Italien bzw. Südtirol aus. Im Falle Südtirols meine ich, dass im alltäglichen Diskurs die kommunikative Rolle der Sprache in den Vordergrund tritt; wir verstehen die SüdtirolerInnen, wir wollen sie verstehen – aus welchen Gründen auch immer. Auch im Falle Deutschlands scheint die Lage völlig klar, doch vermutlich aus historischen Gründen schiebt hier Österreich allzu oft die demarkative Funktion von Sprache vor. So gilt zum Beispiel an österreichischen Schulen seit 1950 per Verordnung des Unterrichtsministeriums das „Österreichische Wörterbuch“ als Regelwerk.

Innerhalb dieser kommunikativen Gruppe können aber auch mehrere Sprachen als Kommunikationsmittel zulässig sein. Neben dem Deutschen spricht z.B. Artikel 8 der österreichischen Verfassung die Möglichkeit der Anerkennung von Minderheitensprachen an:

Artikel 8. (1) Die deutsche Sprache ist, unbeschadet der den sprachlichen Minderheiten bundesgesetzlich eingeräumten Rechte, die Staatssprache der Republik.

(2) Die Republik (Bund, Länder und Gemeinden) bekennt sich zu ihrer gewachsenen sprachlichen und kulturellen Vielfalt, die in den autochthonen Volksgruppen zum Ausdruck kommt. Sprache und Kultur, Bestand und Erhaltung dieser Volksgruppen sind zu achten, zu sichern und zu fördern.

(3) Die Österreichische Gebärdensprache ist als eigenständige Sprache anerkannt. Das Nähere bestimmen die Gesetze.²

²<https://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR40066723>

Hier wird also außerdem eine Hierarchie innerhalb der Sprachen Österreichs vorgegeben. Und diese Hierarchie spiegelt in gewisser Weise auch gesellschaftliche Realitäten wider, bzw. politische Wunschvorstellungen.

Ein besonders interessantes Modell finden wir hierzu in Spanien, wo nach dem Ende des Franquismus mit der Verfassung von 1978 eine besondere Dynamik in Gang gekommen ist, um gewisse zentrifugale Kräfte zu bändigen. Neben das Kastilische als einziger genannter Staatssprache können territorial begrenzte und ko-offizielle Sprachen treten. Dazu kommen noch sog. sprachliche Modalitäten (*modalidades lingüísticas*), wobei hier eine klare Hierarchie zwischen den drei Gruppen durch die Verfassung vorgegeben wird. Aber auch dieses Modell kann nicht alle Seiten zufrieden stellen, denn Hierarchien verteilen die Macht und gerechte Modelle sind oft nur theoretisch denkbar.

2. Inklusion und Exklusion

Sobald ich mich für eine gewisse Sprache bzw. Varietät einer Sprache entscheide, um zu kommunizieren, schließe ich somit jene ein, die dieselbe beherrschen oder benützen, und im selben Akt schließe ich jene aus, die diese Sprache oder Varietät eben nicht beherrschen. Somit wäre der ständige Begleiter dieser Dichotomie aus *Kommunikation* und *Demarkation* ein anderes Begriffspaar, nämlich jenes der *Inklusion* und der *Exklusion*.

Der Begriff der Exklusion wird im soziologischen Zusammenhang erstmals in Frankreich im Jahre 1974 verwendet, und zwar von René Lenoir. Dieser war *Secrétaire d'État à l'Action Sociale* in der Regierung von Jacques Chirac und veröffentlichte in diesem Jahr ein Buch mit dem Titel: „Les exclus. Un Français sur dix“.

In der Soziologie wird der Begriff der Exklusion gemeinsam mit jenem der Inklusion in den letzten Jahrzehnten heftig diskutiert. Martin Kronauer will mit seiner Habilitationsschrift zur Exklusion (Kronauer 2010) „eine Schneise schlagen in das mittlerweile weitverzweigte und einigermaßen unübersichtliche Dickicht der internationalen sozialwissenschaftlichen Diskussion, die seit den 80er Jahren über soziale Exklusion [...] geführt wird (Kronauer 2010: 9). Kronauer erklärt den Begriff:

Was also ist Exklusion? Ein Begriff, in dem sich das Bewusstsein einer tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderung bündelt. Sie ist eng mit der Wiederkehr von Arbeitslosigkeit und Armut als sozialen Problemen, nach fast zwei Jahrzehnten relativer Vollbeschäftigung und abnehmen-

der Armut, verknüpft. Im Begriff der Exklusion (der am ehesten als soziale Ausgrenzung zu übersetzen wäre) finden sich – vor allem in Frankreich – die Ängste beträchtlicher Teile der Bevölkerung wieder, die sich in ihrer eigenen sozialen Position gefährdet sehen. Der Exklusionsbegriff eignet sich offenbar aber auch zur Benennung und Sortierung der wachsenden Probleme, mit denen die sozialstaatlichen Bürokratien konfrontiert und durch die sie zunehmend überfordert sind. Vor allem aber gibt er der Politik eine bestimmte Richtung: die der „Eingliederung“ oder „Insertion“ von „Problemgruppen“. (Kronauer 2010: 12)

Nach Martin Kronauer geht es bei sozialer Exklusion außerdem nicht nur um gesellschaftliche Randphänomene, sondern um einen dynamischen Prozess. Die Kategorie der Exklusion verweise eben vom Rand ins Zentrum der Gesellschaft und auf die Konstitutionsbedingungen und den Wandel von sozialer Ungleichheit. Er meint, dass diese Kategorie damit das Bewusstsein für neue soziale und politische Problemlagen schärfe (Kronauer 2006: 29). Des Weiteren stellt Kronauer fest:

Ausgrenzung kann heute weniger denn je als Ausgrenzung aus der Gesellschaft verstanden, sondern muss vielmehr als Ausgrenzung in der Gesellschaft begriffen werden. Die Ausgegrenzten sind Teil der Gesellschaft, auch wenn sie nicht an ihr teilhaben.

Im Phänomen der Exklusion steht die Demokratie auf dem Spiel. Das Ziel des Kampfs gegen die Exklusion ist die Beseitigung ausgrenzender sozialer Verhältnisse. Es zu erreichen setzt voraus, Erwerbsarbeit und soziale Rechte als relativ eigenständige Integrationsweisen anzuerkennen und auf neue Weise miteinander zu verbinden. (Kronauer 2006: 29)

Für Kronauer stellt der Exklusionsbegriff einen modernen dynamischen Prozess dar, der politische Antworten erfordert.

Eine viel mehr kommunikationsorientierte Definition liefert uns Rudolf Stichweh (2016). Er definiert den Terminus der Exklusion:

Exklusion meint in einer auf Kommunikation basierten Gesellschaft, dass jemand nicht mehr anhand der Unterscheidung von Information und Mitteilung beobachtet wird und dass er nicht mehr als eine Adresse für Kommunikationen (es sei denn jene, die den Akt der Exklusion vollziehen und ihn reproduzieren) in Frage kommt. [...] Exklusion erweist sich in diesem Verständnis als ein multidimensionaler, kumulativer und

sequentiell vernetzter Vorgang eines Ausschlusses aus einer Mehrzahl von Funktionssystemen. [...] Während die Funktionssysteme heute ausnahmslos als globalisierte Funktionssysteme zu denken sind und es insofern auch nur noch eine Weltgesellschaft gibt, vertritt der Aufsatz die These, dass Exklusion immer auf der Basis regionaler Sonderbedingungen in Funktionssystemen und problematischer struktureller Kopplungen von Funktionssystemen zustande kommt. Insofern gibt es nicht eine Doppelung der Gesellschaft in der Form eines Exklusionsbereiches und eines Inklusionsbereiches, sondern es existieren in das System der Weltgesellschaft eingebettet eine Vielzahl untereinander nicht vernetzter Exklusionsbereiche in Regionen dieses Systems. (Stichweh 2016: 47)

Stichweh spricht hier von einer Gesellschaft, die auf Kommunikation basiert. In einer modernen Soziolinguistik wird versucht, eben diese Rolle der Sprache bzw. der Sprachen innerhalb eines Kommunikationsprozesses näher zu beleuchten. Grundlegend gilt, dass Sprache u.a. soziale Phänomene widerspiegelt. In ähnlichem Zusammenhang geht Stichweh auf die Semantik des Fremden ein und äußert sich über die Sprache des Fremden:

Einer der auffälligen Züge in der Semantik des Fremden ist, dass sie von seiner Sprache spricht. Und diese Sprache des Fremden wird vielfach eher als ein akustisches Phänomen beschrieben, als dass sie auf ihre kommunikative Funktion hin gedeutet würde. Sie zeichnet sich durch eine unschöne Lautlichkeit aus; sie ist barbarisch, was im ursprünglichen sumerischen Sinn bedeutete, dass es sich um unverständliches Stammelnen handelt, also die Verständigung als die eine Kommunikation zum Abschluß bringende Komponente nicht gelingt; sie ist wie die Sprache eines Papageis nur eine akustische Imitation einer eigentlichen Sprache. (Stichweh 2016: 187)

Hier kommt deutlich zum Ausdruck, dass auch Nicht-Kommunikation, also Demarkation, einen kommunikativen Akt darstellt.

Einer der ersten, der mit den Begriffen Inklusion und Exklusion operiert, ist der Systemtheoretiker Niklas Luhmann (1995). Sina Farzin meint zur Diskussion innerhalb der Systemtheorie:

Ist in der soziologischen Systemtheorie von Inklusion/Exklusion die Rede, wird einer der am kontroversesten diskutierten Theoriebereiche berührt. Es geht, je nach eher system- oder gesellschaftstheoretischem

Kontext, um das Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen, von Individuum und Gesellschaft. Innerhalb eines Theorierahmens, der dafür berüchtigt ist, psychische Systeme außerhalb von Gesellschaften zu verorten und den Menschen am liebsten als Überbleibsel einer überholten Ganzheitsvorstellung zumindest als wissenschaftliche Kategorie zu umgehen, mag die Anstrengung überraschen, die unternommen wird, diesen Bereich theoretisch auszuarbeiten. Aber die scharfe Unterscheidung zwischen psychischen und sozialen Systemen, häufig vorgetragen in provokanten Semantiken, ist nur der erste Schritt auf einem theoretischen Weg zu einer genaueren Fassung des schwierigen Spannungsverhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft. (Farzin 2006: 8).

Genau das ist auch mein Problem mit diesem Ansatz, denn meiner Ansicht nach macht es wenig Sinn, Individuum und Gesellschaft völlig zu trennen, da sie sich in ständigem Austausch befinden. Luhmann nennt dies „individualistischen Reduktionismus“ (Luhmann 1987: 346).³

Stichweh kritisiert außerdem, dass Luhmann vorrangig die Inklusionsseite analysiert habe:

Aber eine Priorität kann die Systemtheorie deshalb nicht beanspruchen, da sie in jenen okkasionellen Verwendungen die Exklusionsseite nicht wirklich einer Untersuchung zugeführt hat. (Stichweh 2010: 48)

Zusammenfassend könnte man sagen, dass es keine einheitliche soziologische Theorie zur Inklusion bzw. Exklusion gibt. Den Parameter Sprache zu integrieren ist somit auch problematisch. So muss jede sprachliche Situation einzeln betrachtet und beurteilt werden, um abschließend vorsichtige Schlüsse ziehen zu können. Soziale Exklusion bedeutet, dass eine Gruppe auf unterschiedlichsten gesellschaftlichen Ebenen Benachteiligungen erfährt. Die einzelnen Ebenen müssen benannt werden – nur so können Vergleiche angestellt werden.

³ Siehe Note 2.

3. Beispiele von Sprache und sozialer Exklusion

3.1. Die Sprachen der Wolgadeutschen in Argentinien

Ich möchte hier kurz auf das Beispiel der Wolgadeutschen in Argentinien eingehen, da diese Gruppe im Laufe ihrer Geschichte zwei Migrationen hinter sich brachte, die sprachlich unterschiedliche Resultate zeigten.

Die erste Migration führte die Gruppe in der Mitte des 18. Jahrhunderts aus Mitteleuropa an die Wolga. In Mitteleuropa gab es Kriege, religiöse Verfolgungen etc., was viele Menschen dazu bewog, wegziehen zu wollen. Zur selben Zeit wollten die russischen Zaren ihr Land nach westlichem Vorbild modernisieren. Zarin Katharina (1762-1796) war deutscher Abstammung und wollte das Gebiet der unteren und mittleren Wolga mit Einwanderern aus Mitteleuropa besiedeln, um die Stabilität dieser Grenzregion abzusichern. In den Jahren 1762 und 1763 wurde in deutschen Landen nun bekanntgemacht, dass Siedler für dieses Gebiet gesucht wurden. Den Kolonisten wurden zahlreiche Privilegien angeboten, wie Steuer- und Religionsfreiheit, Befreiung vom Militärdienst und Bildungsfreiheit. Diese Privilegien sollten 100 Jahre lang gelten (Hipperdinger 2005: 26)

Und schon im Juni 1764 wird die erste deutsche Siedlung an der Wolga errichtet, und bis 1767 wurden bereits 104 deutsche Dörfer gegründet, die sich selbst verwalteten. Es gab eigene deutsche Schulen. Es herrschte eine Diglossie zwischen Hochsprache für Kirche und Schule, und Umgangssprache für alle restlichen Domänen. Nur einige wenige in manchen Verwaltungsbereichen dürften Russisch-Deutsch zweisprachig gewesen sein. Erst im Jahre 1850 wurde das Russische verpflichtend an den Schulen eingeführt. (Hipperdinger 2005: 27)

Im Jahre 1864 schließlich verordnete Zar Alexander II. (1855-1881) das Ende der Privilegien für die Deutschen an der Wolga. 1876 wurde die Autonomie der Gebiete aufgehoben, was zur Folge hatte, dass die wolgadeutsche Bevölkerung nun mit der russischen rechtlich gleichgestellt war. Man musste zwischen 5 bis 7 Jahren Militärdienst absolvieren, man musste zum orthodoxen Glauben konvertieren etc. (Hipperdinger 2005: 28)

Zur selben Zeit warben lateinamerikanische Länder, die wenige Jahrzehnte zuvor ihre Unabhängigkeit erlangten, um europäische Einwanderer. Und so erfolgte die zweite Migration. In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts hatten sich ca. 200 Familien nach Brasilien aufgemacht. Dort hatten sie aber klimatisch bedingte Probleme mit dem gewohnten Getreideanbau, was sie dazu veranlasste, nach Argentinien weiterzuziehen, wo das Klima ihrem gewohnten ähnlicher war. 1878 wurde die erste Kolonie Santa María in der Provinz Buenos

Aires gegründet. Weitere Gruppen, die bereits direkt aus dem Wolgagebiet anreisten, gesellten sich dazu. (Hipperdinger 2005: 29)

Wenn wir nun die sprachlichen Folgen der beiden Migrationen vergleichen, kommen wir zu dem erstaunlichen Ergebnis, dass die erste Migration nach Russland und der 100-jährige Aufenthalt in Zarenreich kaum sprachliche Kontaktphänomene hervorgebracht hatten. D.h. es wurden nicht einmal lexikalische Entlehnungen aus dem Russischen überliefert. Das Deutsche wurde als Sprache vollständig erhalten und nach Argentinien mitgenommen. Die Gruppe der Wolgadeutschen lebte in ihrem autonomen Gebiet relativ isoliert also auch ausgeschlossen vom Rest der russischen Gesellschaft. Die zweite Migration nach Argentinien hatte hingegen sprachlich viel größere Folgen und es kam zu verschiedenen Übergangsphänomenen zwischen der deutschen und der spanischen Sprache. Heute spricht der Großteil der Nachkommen der Wolgadeutschen argentinisches Spanisch; es haben sich lediglich ein paar lexikalische Entlehnungen aus dem Deutschen in ihrem Diskurs erhalten. Nur noch ein paar wenige ältere Menschen können noch Deutsch. (Hipperdinger 2005: 35-102)

Verbinden wir nun diese Migrationserfahrungen mit dem Grad an Exklusion bzw. Inklusion in die jeweiligen Gesellschaften, kommen wir zu dem Schluss, dass bei der ersten Migration ein hoher Grad an Exklusion zum Spracherhalt der ursprünglichen Sprache beigetragen hatte. Natürlich hat dieser Exklusionsbegriff mit dem heute in der Soziologie oft verwendeten Armutsbegriff nichts zu tun. Er bezeichnet lediglich die Isolation, die von der Bevölkerung selbst sicher auch als positiv erlebt wurde, da er u.a. auch Autonomie und Selbstbestimmung bedeutete.

Im Falle der 2. Migration kam es zu einer langsamen Inklusion bzw. Integration in die argentinische Gesellschaft, die zum Großteil eine Einwanderergesellschaft ist. Da für die argentinische Gesellschaft das Spanische das verbindende Kommunikationselement ist, wurde von den Wolgadeutschen in einem ersten Schritt mit zwei Sprachen operiert, um in einem zweiten Schritt die eigene ursprüngliche Sprache aufzugeben.

Das würde nun die Schlussfolgerung erlauben, dass ein hoher Grad an sozialer Exklusion zum Erhalt der ursprünglichen Sprache und hoher Grad an Inklusion zur sprachlichen Assimilation führt. Diese Art Exklusion, die die Wolgadeutschen in Russland erfahren haben, ist meiner Ansicht eine besondere, da es eine weitgehende Trennung von der Russisch-sprachigen Gesellschaft gab. Die Wolgadeutschen lebten sozusagen als isolierte Enklave, und nur einige wenige hatten Kontakt mit der russophonen Gesellschaft und lernten

somit auch Russisch. Und diese völlige gesellschaftliche Trennung ist so in anderen Zusammenhängen kaum zu beobachten.

3.2. Die Sprachen der Roma auf der Iberischen Halbinsel

Spricht man über soziale Exklusion, denkt man an vielen Stellen an die Gruppen der Roma in vielen Ländern dieser Erde. Ich habe in den letzten Jahren die Sprachen der Roma auf der Iberischen Halbinsel untersucht, und bin zu dem Schluss gekommen, dass es einerseits eine starke Ausgrenzung der Gruppe gibt, dass sich die Gruppe aber andererseits überwiegend sprachlich an die jeweilige Mehrheitsgesellschaft assimiliert hat. D.h. vereinfacht gesagt, dass beispielsweise die Roma in Katalonien Katalanisch sprechen, und im Großteil Spaniens Spanisch, bzw. die jeweilige lokale Varietät des Kastilischen. Das Romanes als autochthone Sprache ist auf der Iberischen Halbinsel völlig verschwunden. Grund dafür ist wahrscheinlich der starke Assimilationsdruck der letzten 500 Jahre. Die soziale Exklusion hat hier nicht zum Erhalt der ursprünglichen Sprache geführt.

In Portugal – und auch hier wurde die ursprüngliche Sprache, das Romanes, aufgegeben – stoßen wir innerhalb der Gruppe der Roma aber auf eine eigene Varietät des Portugiesischen, die ausschließlich von dieser nationalen Untergruppe innerhalb Portugals verwendet wird. Hier scheint es, dass die soziale Exklusion einerseits zur sprachlichen Assimilierung an die Mehrheitsgesellschaft, andererseits aber zur Herausbildung einer eigenen Varietät des Portugiesischen geführt hat.⁴

Jede sprachliche Situation muss also einzeln durchleuchtet und analysiert werden. Erst dann sind Rückschlüsse möglich. Soziale Exklusion ist ein mehrdimensionales soziales Phänomen, (das außerdem soziologisch unterschiedlich begriffen wird). Es entsteht dadurch ein komplexes System, das eine komplexe sprachliche Analyse erfordert, d.h. eine Analyse, die auf unterschiedlichen Ebenen innerhalb der Sprachwissenschaft durchgeführt werden muss.

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, dass gerade die Sensibilität für den immer wieder anders konfigurierten Wirkungszusammenhang zwischen Exklusion und Spracherhalt eine Anforderung an eine Sprachwissenschaft bzw. Soziolinguistik im Dienste der Sprecher ist.

⁴ Details bei Doppelbauer 2013.

Bibliographie

- Doppelbauer, Max, 2006a. „Why Sociology Needs the Linguist“, in: *Quo vadis, Romania?* 28/2006, 39-55.
- Doppelbauer, Max, 2006b. „Psychologische Modelle in der Soziolinguistik“, in: Cichon, Peter, (ed.). *Gelebte Mehrsprachigkeit*. Wien: Edition Praesens, 153-172.
- Doppelbauer, Max, 2013. „Die Ciganos / Xitanos / Gitanos in Portugal und Galicien und ihre Sprachen“, in: Aurelia Merlan/Jürgen Schmidt-Radeheldt, (eds.). *Portugiesisch als Diasystem/O Português como Diassistema*. Frankfurt a. M.: Peter Lang Edition, 237-250.
- Farzin, Sina, 2006. *Inklusion/Exklusion: Entwicklungen und Probleme einer systemtheoretischen Unterscheidung*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hipperdinger, Yolanda, 2005. *Die Sprache(n) der Wolgadeutschen in Argentinien*. Wien: Praesens Verlag
- Kreckel, Reinhard, 2004. *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt / New York: Campus Verlag.
- Kremnitz, Georg, 2016. *Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft*. Unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der Zahl der romanischen Sprachen. Wien: Praesens Verlag.
- Kronauer, Martin, 2006. *Exklusion*. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Kronauer, Martin, 2010, 2. aktualisierte und erweiterte Aufl. *Exklusion*. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Luhmann, Niklas, 1987. *Soziale Systeme*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas, 1995. „Inklusion und Exklusion“, in: ders. *Soziologische Aufklärung*, 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag, 237-265.
- Stichweh, Rudolf, 2016. *Inklusion und Exklusion*. Studien zur Gesellschaftstheorie. Bielefeld: transcript Verlag.
- Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D., 2003, 10. Aufl. [1969]. *Menschliche Kommunikation*. Formen, Störungen, Paradoxien. Wien: Hans Huber.

***Rrāmānj* und *Armānj* Wie einheitlich sind Kultur, Sprache und Identität der Aromunen?**

Thede KAHL & Andreea PASCARU, Jena

0. Frage

Die Aromunen Südosteuropas werden aus der Außenperspektive meist als eine relativ homogene Gruppe betrachtet. Haben sie aber eine solche Gruppenidentität und nutzen sie eine verbindende, allen Aromunen verständliche Sprache? Der vorliegende Beitrag möchte diese Frage in Ansätzen beantworten, indem er einige Aspekte der Selbst- und Fremdwahrnehmung der Aromunen darstellt und dabei kulturelle, vor allem sprachliche Eigenschaften als Differenzierungsmerkmale diskutiert, die für ihre heutige Identität und Ethnizität eine Rolle spielen. Zum 50. Jubiläum der Zeitschrift *Quo vadis Romania* versteht sich dieser Artikel als ein *Quo vadis Aromania* und fragt nach dem Zustand einer Kultur und Sprache, die seit 300 Jahren zaghaft geschrieben wird (hierzu Kahl, Pifti 2016), im Zeitalter der nationalen Bestrebungen in den anderen Kulturen Südosteuropas aufzugehen drohte (Peyfuss 1970, 1974), vor 125 Jahren erstmals wissenschaftlich beschrieben wurde (Weigand 1894), seit über 100 Jahren in Rumänien als „rumänischer Dialekt“ beschrieben wird, sich im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend als eigene Sprache behauptet hat, vor allem in der Diaspora ein durchaus beachtliches Schrifttum hervorbrachte (hierzu Lascu 2013), vor 20 Jahren vom Europarat als „schützenswert“ und „bedroht“ anerkannt wurde (Council of Europe 1997) und heute von Ethnologue (www.ethnologue.com/language/rup) als „threatened“ und von der UNESCO (www.unesco.org/languages-atlas) als „definitely endangered“ eingestuft wird.

1. Definitionen

Das Aromunische (*armāneashti*, lokal *rrāmāneshti*, *vlābeashti*) gilt neben dem Meglenorumänischen, dem Istrorumänischen und dem Dakorumänischen als eine der Varietäten des Balkanromanischen. Die stark emotionalisierte und kontraproduktive Diskussion um seinen Status als Sprache oder Dialekt – Fassel (1995: 394) bezeichnet sie als „unnötige Kontroverse“, Peyfuss (2010: 300)

gar als „lächerlich“ – soll an dieser Stelle nicht interessieren. Obwohl heute die meisten Nachschlagewerke und Experten das Aromunische als eigenständige Sprache betrachten – explizit z.B. das *Lexikon der romanistischen Linguistik* (Kramer 1989), Bara (2007), Beis und Dasoulas (Μπέης, Δασούλας 2017), Черняк (1990), Klimkowski (2012) Макарова (2017a, 2017b), Конёр, Макарова (2017) oder Nisioi (2014: 110) – stellen es die meisten Autoren in Rumänien weiterhin als Mundart des Rumänischen dar.

Unter den Aromunen gibt es eine Vielzahl von Gruppierungen, die sich aus emischer Perspektive nach verwandtschaftlicher, professioneller oder regionaler Herkunft bezeichnen (Kahl 2004). Es gab immer wieder Versuche, sich in dem Gewirr der Ethnonyme zurechtzufinden, doch laufen die meisten ethnographischen Einteilungen auf eine Zweiteilung in Wanderhirten und Sesshafte (Händler, Handwerker, Politiker etc.) hinaus, während die meisten Sprachwissenschaftler in nördliche und südliche Gruppen unterscheiden. Weigand (1894: 354-362) nennt zahlreiche kleine Dialektgruppen, ordnet aber letztendlich jeden Dialekt entweder den „thessalischen Aromunen“ oder den „Farscheroten“ zu (Weigand 1894: 350). Diese Zweiteilung wird weitgehend von Capidan (1932: 193-198) übernommen und setzt sich bei den meisten zum Aromunischen arbeitenden Wissenschaftlern durch (Caragiu Marioțeanu 1975: 264-265; Kramer 1989; Papahagi 1974: 19; Saramandu 1972: 25-66, 1984: 427; Schlösser 1985: 28-45). Dabei wurde zunächst von nördlichen und südlichen Dialekten gesprochen, dann schließlich in farscherotisch und nicht-farscherotisch unterteilt. Danach wären die Aromunen des Grammos- und Pindosgebirges Sprecher südlicher bzw. nicht-farscherotischer Dialekte, die Gruppen der Farscheroten, Koloniaten, Muzachiaren und heutigen Muskopoleni hingegen Sprecher nördlicher bzw. farscherotischer Varietäten. Die Einteilung in zwei Hauptgruppen aromunischer Dialekte wurde inzwischen durch Sprachatlanten (Dahmen, Kramer 1985, 1994; Neiescu 1997) untermauert. Uneinigkeit herrscht lediglich in der Benennung dieser Gruppen. Problematisch an der Bezeichnung *farscherotisch* / *nicht-farscherotisch* ist, dass sich viele Sprecher der farscherotischen Gruppe nicht als Farscheroten bezeichnen würden. Die Unterteilung in *Nord* / *Süd* ist nicht minder problematisch, da viele Sprecher der nördlichen Gruppe wanderungsbedingt viel südlicher zu finden sind als alle anderen. So sind die am weitesten im Süden lebenden Aromunen (z.B. Palaiománina, Almyró) Sprecher nördlicher Dialekte. Da die beschriebene Zweiteilung der Dialekte weitgehend mit den aromunischen Bezeichnungen für die eigene Sprache übereinstimmt, empfiehlt es sich, die Eigenbezeichnungen zu übernehmen: Sprecher der nördlichen Varietäten nennen sich *Rramanj* und ihre

Sprache *rrãmãneshti* (hier kurz **R**). Sie sind in Griechenland auch als Arvanitovlachen bekannt. Die größte Gruppe unter ihnen wird exonymisch als Farscheroten bezeichnet. Sprecher der südlichen Varietäten nennen sich *Armãnji* und ihre Sprache *armãneashti* (hier kurz **A**). Sie sind in Griechenland auch als Kutsovlachen bekannt. Die größten Gruppen unter ihnen sind die Aromunen des Grammos- und Pindosgebirges, für die es kein übergreifendes Exonym gibt.

2. Methode

Der vorliegende Beitrag beruht auf Interviewausschnitten und teilnehmender Beobachtung zu Sprache und Identität. Dabei standen Beobachtungen beider Autoren zur Sprache als *langue* im Vordergrund, um Aussagen zum situativen *codeswitching* und zur Dynamik des Aromunischen machen und Unterschiede der Varietäten beschreiben zu können. Hierzu wurden teils offene, teils halbstrukturierte Interviews durchgeführt. Die Methode der *oral history* als „Zugang zur Erfahrung und Erinnerung noch lebender Informanten“ (Nünning 2005: 158) ermöglichte eine historische Perzeption sprachlicher und kultureller Entwicklungen im sozialen Umfeld. Hauptziel war es, ein breites Spektrum von narrativen Interviews zu erreichen, und neben ethnographischen und biographischen Daten aktuelle und vergangenheitsbezogene Aspekte zur Sprache und Kultur aus den Untersuchungsorten zu erheben. Für die kulturwissenschaftlichen Interviews wurden ca. 40 Personen aller Altersstufen in Griechenland und Albanien befragt, für den sprachwissenschaftlichen Teil weitere acht Personen mit fließenden Sprachkenntnissen im Alter von rund 60 Jahren. Als Auskunftspersonen dienten jeweils zwei Sprecherinnen und zwei Sprecher des *rrãmãneshti* (Glottocode: rram1234, kurz **R**) und des *armãneashti* (Glottocode: arma1245, kurz **A**). Repräsentiert wird einerseits **R** im Raum Gjirokastër (Südalbanien), das als dialektale Basis die Ortschaft Kefalóvryso (arom. Megidei) hat und durch Sprecher aus dem Raum Kolonjë beeinflusst wurde, andererseits **A** aus dem Grammos (Grenzgebirge auf albanischem und griechischem Territorium), das sich von hier aus in vielen Räumen Makedoniens ausbreitete. Die Verbindung sprach- und kulturwissenschaftlicher Fragestellungen erlaubt eine diachrone Vision sprachlicher und kultureller Identität und ein besseres Verständnis der Beziehung von Sprache und Kultur der beiden aromunischen Hauptgruppen. Im Hinblick auf den „philosophischen, religiösen, politischen, gesellschaftlichen, ökonomischen, technisch-naturwissenschaftlichen, ästhetischen und alltagsweltlichen Rahmen“ (Gardt 2003: 272) der Sprache erhoffen wir uns ein besseres Verständnis historisch-kultureller Entwicklungen.

3. Bisherige Untersuchungen

Bisher verfasste Grammatiken des Aromunischen versuchen, eine Gemeinsprache aller Aromunen vorzustellen, und basieren in der Regel auf einer Vermischung mehrerer aromunischer Varietäten, die um Neologismen ange-reichert werden. Bereits Bojadschi (1813) entlehnt aus mehreren romanischen Sprachen (Bara 2015: 9) und versucht, einzelne lateinische Formen wie den In-finitiv wiederzubeleben, Dinas und Katsanis (Κατσάνης, Ντίνας 1990) reden gar von einer „kutsovlachischen Koine“, die es nie gegeben hat. Ianachieschi-Vlahu (2001) und Caragiu Marioțeanu & Saramandu (2005) beziehen sich auf die von ihnen gesprochene gramustianische Varietät und reichern sie großzügig mit in Rumänien zu findenden Elementen an, so wie Exarchos (Εξαρχος 2014) seine neue Grammatik des Aromunischen mit griechischen Elementen anrei-chert. Regional genau verortete Sprachbeschreibungen und Grammatiken des Aromunischen gibt es kaum. Die klassischen Textsammlungen (Caraiani, Saramandu 1982; Papahagi 1905; Papahagi 1932; Weigand 1894; Παπαζήση-Παπαθεοδώρου 1996) beschränken sich weitgehend auf das Aromunische der Armānj. Klaren Ortsbezug nehmen zwei Arbeiten zur Mundart von Metsovo (Beis 2000; Δασούλας 2013) und eine weitere zur Mundart von Krania (Bara, Kahl, Sobolev 2005), beides *südliche* Varietäten. Ein „eher nördlicher“ Dialekt wird in einer Monographie zum Aromunischen von Kruševo behandelt (Golab 1984). Wer explizit *rrāmāneshti* lesen will, wird außer in der Monographie zu den Farscheroten von Capidan (1930) nur noch in der kleinen Textsammlung von Kokka und Ionescu-Ruxăndoiu (1992) mit Sprachbeispielen aus Thessalien, auf der CD von Kahl & Rădulescu (2007) mit Aufnahmen und Transkriptionen der Rrāmānj aus Albanien und in der Darstellung von Poçi (2009) aus derselben Region fündig.

Als Hürde bei der Untersuchung der Situation aromunischer Dialekte er-weist sich der übliche Vergleich mit anderen romanischen Sprachen Westeuro-pas. Die hierarchische Struktur der mobilen Wanderhirten war entscheidend für die Ausprägung der Dialekte (Kramer 1989: 431), sodass die dialektale Situation des Aromunischen eher derjenigen anderer nomadischer Hirtengesellschaften ähnelt. Gemeinsame Merkmale sind nicht an ein zusammenhängendes Territo-rium gebunden, sondern beschränken sich auf (ehemalige) Weidegründe oder liegen entlang der alten Wanderrouten und damit in der Regel entlang der Fluss-täler oder Transportrouten, oder sie zeigen sich innerhalb von Familien, die heute in weiter Entfernung voneinander leben können. In Ortschaften, die Hunderte von Kilometern voneinander entfernt liegen, kann man nahezu iden-tische Dialekte finden, während in den Nachbardörfern vollkommen anders

gesprochen wird. So hört man in Kefalóvryso an der albanischen Grenze, im zentralgriechischen Paliománina bei Agrínio und in Almyró bei Lamía ein eng verwandtes *rrãmãneshti*, während die aromunischen Dörfer unmittelbar östlich von Kefalóvryso ein klares *armãneashti* sprechen, das man durch andere Wanderungen wiederum in Ostmakedonien und Bulgarien finden kann. In den Ebenen ist es außerdem zur Entstehung von Mischdialekten gekommen. In der Thessalischen Ebene beispielsweise begegneten sich Aromunen aus dem gesamten Pindosgebirge und Aromunen aus Albanien, so dass hier nördliche und südliche Dialekte aufeinander stoßen und seit Generationen mehrere Formen nebeneinander verwendet werden, ohne dass die Sprecher sich dieser Unterschiede bewusst wären. Dort, wo wie bei den Aromunen Thessaliens seit Langem ein *dialect mixing* (Trudgill 1986: 127) stattfindet, ist es zu einer Verschleifung sprachlicher, kultureller und sozialer Unterschiede gekommen. Ein ähnliches Phänomen finden wir heute in Zuwanderungsländern wie Rumänien und der Republik Makedonien, wo durch die Urbanisierung kaum mehr zwischen den Varietäten unterschieden wird.

4. Aromumentum zwischen Bewahrung und Inszenierung

Grundverschiedene Theorien über die Abstammung der Aromunen und die Entstehung ihrer romanischen Sprache führten zu zwei Hauptströmungen in der Identitätsfrage, die in der sogenannten aromunischen Frage gipfelten. Hierbei kam es um die Jahrhundertwende zu Auseinandersetzungen zwischen rumänischen und griechischen Parteien bis hin zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen beider Länder (Peyfuss 1974: 85). Einen Schlüssel zum Verständnis des Schicksals der Aromunen Makedoniens bietet neben den wissenschaftlichen Arbeiten der jüngst erschienene Roman *Tainted heroes* (Golna 2017). Die Frage nach dem Ursprung und der Zugehörigkeit der Aromunen hat ihre Bedeutung als Politikum heute weitgehend verloren; dennoch sind Identitätsprobleme bis auf den heutigen Tag existent, wenn auch vielerorts nicht auf nationaler, sondern auf regionaler Ebene. Die Aromunen gelangten durch ihre disperse Siedlungsweise über fast alle Länder Südosteuropas und die entsprechenden politischen Bestrebungen ihrer Nachbarn in eine Lage „between nationalism and cosmopolitanism“ (Mărgărit, Mărgărit 2015: 169), sodass bei kaum einer Diskussion um Sprache und Identität der Aromunen ein Konsens gefunden wird. Hinzu kommt die vollkommen unterschiedliche soziale und professionelle Struktur: auf der einen Seite stehen die urbanen Händler, Handwerker, Politiker etc., auf der anderen die Wanderhirten, zu denen die Rrãmãnj bis vor kurzem fast ausschließlich gehörten. Rrãmãnj leiden darunter,

dass ihnen weiterhin das Image des Wanderhirten anhaftet. Dies spiegelt sich in phonetischen Einzelheiten wieder, wie dem stimmhaften, uvular-frikativem *rr* [ʁ], das eher von Frauen konserviert und mit der nomadischen Bevölkerung assoziiert wird, weshalb es sich die jungen Städter rasch abgewöhnen. Ihr Image des Hirtenvolks wird dadurch unterstrichen, dass die Aromunen im Albanischen *çobën* (< türk. *çoban* ‚Hirten‘) genannt werden. Auch nach jahrzehntelangem Leben in der Stadt wird zwischen Sesshaften (die sich nach ihren Großsiedlungen nennen) und Neusiedlern (*caciaunj*, *cullunjarr*, *gublarr*, *migidonj* – mit aus Sicht der Sesshaften steigender negativer Konnotation) unterschieden.

Obwohl in den Anfängen (18. Jh.) der aromunischen Schriftlichkeit Varietäten gebraucht wurden, die den nördlichen Mundarten nahestanden, hat sich im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts durchgesetzt, südliche Mundarten zu schreiben. Weder in Identitätsbelangen noch in Kodifizierungsmaßnahmen haben die Aromunen tragfähigen Konsens erreichen können. Dies ist auf den Einfluss vielfältiger außersprachlichen Faktoren zurückzuführen, die an erster Stelle (national)politischer Art sind. So lassen sich in der Kodifizierungsgeschichte folgende rivalisierende Haupttendenzen beobachten (Kahl, Prifti 2016): Die *Hellenisierungstendenz* beruht auf der Nutzung des griechischen Alphabets oder – noch häufiger – auf der vollkommenen Ablehnung der Schreibung des Aromunischen. Die auf die Nutzung des rumänischen Alphabet- und Orthographiesystem zurückgehende *Rumänisierungstendenz* geht vor allem von Rumänien aus, strahlt aber auf viele Räume aus. Die Tendenz der Autonomisierung und *Aromunisierung* nahm bei den Exilaromunen ihren Ausgang und scheint sich gegenwärtig auch in Südosteuropa zu konsolidieren.

Die literarischen Fähigkeiten der Aromunen und die Geschichte ihrer Sprache haben in den letzten Jahrzehnten an Prestige gewonnen, wenn sich auch die verstärkte schriftliche Produktion bislang nicht als Verbesserung für den Spracherhalt erwiesen hat. Musik und Folklore gewannen in den letzten Jahrzehnten, wenn auch mehr als ein Phänomen der Inszenierung als durch generationelle Weitergabe, an Vitalität, wobei die Grenzen zwischen ethnischen Markern und anderen Formen der Andersartigkeit immer neu definiert wird. Gerade die Wechselbeziehung zwischen Sprach- und Geschichtsbewusstsein sowie die entsprechenden Abgrenzungsstrategien zwischen Minderheits- und Mehrheitsgesellschaft, zu der sich die meisten Aromunen zugehörig fühlen, ist ständigem Wandel unterworfen.

Initiativen zur Pflege und Erhaltung des Aromunischen in Griechenland hat es bisher nur in Veria (Zentralmakedonien) und seit den 1990er Jahren in Athen gegeben. In Albanien sind Bestrebungen zum Erhalt des Aromunischen bisher vorwiegend an Rumänien und seine Kulturpolitik gebunden. Aufgrund

der großen Einwanderungszahl von Rrāmānj aus Albanien, allesamt Sprecher nordaromunischer Varietäten (**R**), ist in Athen das Interesse am Aromunischen gewachsen. Da viele Armānj, vor allem in der Diaspora, Erfahrungen mit dem Schreiben ihrer Sprache gemacht haben, scheinen Rrāmānj sie in dieser Beziehung als überlegen anzusehen. Andere wiederum nehmen nur ihre eigene Sprache als „rein“ und „unangetastet“ wahr und betonen die vielen Gräzismen der Aromunen auf heutigem griechischen Territorium, die sie als Sprachverfall empfinden. Unter Armānj Griechenlands werden Versuche der Verschriftung des Aromunischen aufgrund einer Angst vor „rumänischer Propaganda“ abgelehnt (Kahl 2015). In diesem Zusammenhang fällt auf, dass unter den Aromunen Albanien eine weitaus höhere Akzeptanz der Schreibung ihrer Sprache zu finden ist als in Griechenland, was auch mit der Verbreitung des lateinischen Alphabets in Albanien zu tun haben kann. Eine vollkommen andere Situation herrscht in der Republik Makedonien, in der das Aromunische anerkannt wird und in Medien und Ausbildung vertreten ist. Die dortigen Möglichkeiten und Entwicklungen haben jedoch keinen Einfluss auf die Aromunen Albanien und Griechenlands.

Inzwischen kann die Verschriftung des Aromunischen trotz geringer Verbreitung und Bekanntheit als fortgeschritten betrachtet werden. Das Schrifttum ist nicht umfangreich, aber an so vielen Orten und in so vielen unterschiedlichen Alphabeten erschienen, dass kaum einem einzigen Leser alle auf Aromunisch erschienenen Werke bekannt sein können. Zwar hat sich durch das aromunische Schrifttum in der Diaspora (v.a. USA, Deutschland) und Rumänien durchgesetzt, die Konventionen von Bitola (Cunia 1999) mehr oder weniger zu berücksichtigen, doch ergibt sich spätestens durch die Bedürfnisse der zahlreichen *rrāmāneshti*-Sprecher Albanien und Griechenlands nun das Problem, dass ihre Varietät nicht genügend berücksichtigt sein könnte.

Der Kontakt der aus Albanien eingewanderten Rrāmānj mit den in Griechenland ansässigen Armānj wird zu gegenseitigen Beeinflussungen führen. Ob die Rrāmānj durch ihren Willen zum Spracherhalt Impulse zu gemeinsamer Kodifizierung und weiteren Ausbau des Aromunischen geben und dabei auch ihre Varietät einbringen können, ist noch nicht abzusehen. In unseren Interviews zeigt sich ein sprachlicher Minderheitenkomplex der Rrāmānj Griechenlands gegenüber den Armānj, abzulesen daran, dass viele Rrāmānj ihre Sprache der *armāneshti*-sprechenden Mehrheit anpassen. Dieser Komplex mag erstaunen, da innerhalb der jüngeren Generationen bei den Rrāmānj bessere Kenntnisse zu finden sind als bei den Armānj. Angesichts jüngerer Zuwanderungen aus Albanien können letztere als eine Sprachminderheit innerhalb der Gruppe

gesehen werden, eine Stellung, die eher durch die jüngere Geschichte der Aromunen und die Einrichtung der Grenze zwischen Albanien und Griechenland zu erklären ist. Nachdem recht gut bekannt ist, wie sich der Kontakt des Aromunischen mit dem Dakorumänischen (Dahmen 2003) und dem Griechischen (Dahmen 1997; Prifti 2018) gestaltete, bietet der Kontakt zwischen **R** und **A**, wie er seit Langem in Thessalien und seit den 1920er Jahren in der Dobrudscha und in Bukarest stattfand und sich heute gut in Athen beobachten lässt, ein vollkommen ununtersuchtes Thema.

5. Vergleich der Varietäten *rrāmāneshti* (R) und *armāneashti* (A)

Eine der möglichen Unterteilungen der aromunischen Dialekte richtet sich nach den Einflüssen anderer Sprachen. Die aromunische Bezeichnung für die Verneinung – *dot* im Norden (vor allem Albanien), *ivi* im Nordosten (Makedonien, Bulgarien) und *dip* im Süden (Pindos) – bietet einen deutlichen Marker für die Zugehörigkeit zu stärker albanisch, bulgarisch oder griechisch beeinflussten Mundarten. Die inselhafte Verbreitung der Aromunen über weite Flächen Südosteuropas hat den Kontaktverlust zwischen einzelnen Bevölkerungsgruppen verursacht und vielerorts die Beziehungen zu größeren Nachbarvölkern in den Vordergrund gestellt. Die stärksten Beeinflussungen erfuhr das Aromunische durch das Griechische, doch haben auch das Albanische, das Türkische, die südslawischen Sprachen sowie in jüngerer Zeit das Rumänische Spuren hinterlassen. Saramandu (1984: 423-424) überträgt die ethnographische Einteilung von Papahagi (1932: 11) auf sprachliche Kriterien und teilt die Aromunen in die Zweige der Pindenî, Grămușteni, Fărșeroți, Moscopoleni und Muzăcheari. Es mangelt jedoch an sprachlichen Kriterien, mit denen diese Zweige voneinander getrennt werden könnten. Meist sind es phonetische Feinheiten, die man bei einzelnen Sprechergemeinden feststellen kann, sie beschränken sich aber nicht auf nur eine der ethnographischen Gruppen, außerdem sind Begriffe wie Pindenî in Rumänien geprägte Kunstbegriffe, die unter Aromunen nicht bekannt sind.

Dass auch die Zweiteilung in ein nördliches und ein südliches Aromunisch problematisch ist, zeigt die Wiedergabe eines sehr kurzen Textes aus dem Hirtenleben bei Papahagi (1974: 86). Seine Gegenüberstellung vermag einige Hauptunterschiede nördlicher und südlicher Dialekte zu verdeutlichen, in der Sprachrealität sind jedoch sie sehr viel weiter auseinander. Da Papahagi nur minimale Unterschiede vermerkt, ist anzunehmen, dass er zwar Sprecher des *rrāmāneshti* kannte, sich seine Informanten aber an das *armāneashti* angenähert haben, ob nun im Pindosgebirge oder in Rumänien. Außerdem finden sich fließende

Übergänge und Mischdialekte. Bereits die frühesten Autoren des Aromunischen aus dem 18. Jahrhundert, die sich der Sprache der Stadt Moschopolis bedienten, verwenden mehrere Schreibweisen für den gedeckten Kehllaut und verwenden mehrere Formen des *armâneashti* parallel: *torru* neben *torru*, *avstre* neben *avstre* (Kahl 2006). Die Vermischung der Varietäten scheint also bereits damals üblich gewesen zu sein. Dies entspricht auch der heutigen Sprachrealität; selbst bei den konsequenten Sprechern eines Dialektes lassen sich vereinzelt Formen der anderen Varietät(en) feststellen. Zu sehr haben die Sprecher der vor Ort jeweils kleineren Dialektgruppe Eigenschaften der anderen übernommen, um die Gruppen klar voneinander zu trennen. Hinzu kommt, dass die aromunische Literatur stark von der Suche nach einem allgemeingültigen Ausdruck geprägt ist. Betrachtet man die existierenden Textsammlungen wird man schnell nicht nur auf vollkommen unterschiedliche Schreibweisen, sondern auch auf unterschiedliche sprachliche Vorbilder stoßen.

Wie stark sich die nördlichen und südlichen Varietäten voneinander unterscheiden und wie sich die Unterschiede auf die Identität auswirken, soll im Folgenden gezeigt werden. Der Vergleich versucht anhand ausgewählter sprachtypologischer Deskriptoren aus Kahl & Metzeltin (2015: 83-114), die morphologischen und syntaktischen Unterschiede der nord- (**R**) und südaramunischen (**A**) Varietäten aufzuzeigen. Um den Rahmen dieses Beitrages nicht zu sprengen, beschränken wir uns auf Deskriptoren, die im Zusammenhang der Diskussion um den Balkansprachbund besonders wichtig erscheinen. In unserer Übersicht beschränken wir die Glossierung auf ein Minimum und liefern dafür deutsche Übersetzungen; anstelle einer Transkription begnügen wir uns mit der populären Schreibung des Aromunischen, wie sie sich in der aromunischen Literatur eingebürgert hat.

Bezüglich der **Phonetik** sind vier der signifikantesten Unterschiede bereits den aromunischen Sprachbezeichnungen für „Aromunisch“ zu entnehmen: Das häufigere Auftreten des prothetischen *a* im **A**, die uvulare Aussprache des *r* bei betagten Sprechern des **R**, das Fehlen des gedeckten Kehllautes *ă* im **R** sowie das Vorkommen von Monophthongen im **R**, wo im **A** Diphthonge stehen. Sprecher des Aromunischen nehmen sehr rasch aufgrund phonetischer Eigenschaften Kategorisierungen vor. So werden die Rrămănj von den Armănj als „die mit *r* [ʁ] sprechen“ oder „die mit *ll* [l] sprechen“, umkehrt die Armănj von den Rrămănj aufgrund ihres prothetischen *a* als „die mit *a*- sprechen“ bezeichnet.

Da hier die vollständige Materialsammlung hier nicht wiedergegeben werden kann, beschränken wir uns auf folgende Auswahl:

a) Morphologie: aus dem Bereich der Adjektive die Steigerungsformen, aus dem Bereich der Nomina die Behandlung von Namen und Numeralia, aus dem Bereich der Verben eine kurze Übersicht der Modi und Negationsmöglichkeiten,

b) Syntax: Auswahl von Satzbauplänen.

Morphologie

Diminutiv

Die Diminutiva sind in vielen Fällen identisch:

- Birne. **R, A:** *gortsu* > *gurtsicu*
- Braut. **R, A:** *mviastă* > *nvistică*
- Fuß. **R, A:** *cicior* > *ciciurush*
- Junge. **R, A:** *fcior* > *ficiurac*
- Schwanz. **R, A:** *coadă* > *cuđitsă*
- Wolle. **R, A:** *llănă* > *llănică*

Erhebliche Unterschiede zeigen sich in folgenden Diminutiva:

- Bär. **R:** *ursă* > *ursecă*. **A:** *ursă* > ---
- Esel. **R:** *ghumar* > *ghumarush*. **A:** *ghumar* > *ghumariciu*
- Fisch. **R:** *peshti* > *pishtic*. **A:** *pescu* > *pishtic*
- Graben. **R:** *trapu* > *tărpăliciu*. **A:** *trapu* > *tărpic*
- Hütte. **R:** *călivă* > *călăvuciă*. **A:** *călivă* > *călăvici*
- Käse. **R:** *cash* > ---. **A:** *cash* > *căshic*
- Käsestück **R:** *gărundi* < *gărunduciă*. **A:** *grundi* < *grundici*
- Stab. **R:** *pulanu* > *puluniciu*. **A:** *cărlig* > *cărlighits*
- Tasse. **R:** *chelchi* > *chelchiă*. **A:** *chelchi* > *chelchitsă*

Das Phänomen der unterschiedlichen Diminutivbildungen ist auch an den Adjektiven zu beobachten:

- dünn. **R:** M *sllab*, F *sllabă* > *săllbicu*, *săllbică*. **A:** *slab*, *slabă* > *slabucincu*, *slabocică*
- gut. **R:** Diminutiv nicht üblich. **A:** M *bun*, F *bună* > *bunaciu*, *bunacică*
- schief. **R:** M *strămb*, F *strămbă* > *stărbicu*, *stărbică*. **A:** *strămbaciu*, *strămbocică*

Augmentative sind in beiden Varietäten nicht üblich.

Behandlung von Orts- und Personennamen

Im **R** wird im Fall von Eigennamen kein Artikel verwendet, im **A** ist dies bei manchen Namen durchaus üblich:

- Spiro fuhr nach Grabova. **R:** *Spiru nesi Grabova*. **A:** *Spiru* oder *Spiru neasi (dusi) Grabova*.

Angaben von Ortsnamen können in beiden Varietäten im Fall einfacher lokaler Angaben ohne Präposition gemacht werden:

- Ich werde nach Ioánnina fahren. **R:** *U s-neg tu Enena* oder *U s-neg Enena*.
A: *Va mi duc Ianā* oder *Va s-neg Ianā*.
- Ich bin in Fier. **R:** *Est Fercā* oder *Est tu Fercā*. **A:** *Hiu Fercā*.
- Ich komme aus Albanien. **R:** *(Mini) est di Arbinishü/Sbkiperü*. **A:** *(Io) hiu ditu Arbinishü*.

Objektverdoppelung

Bezüglich des Phänomens der Möglichkeit oder Obligatorietät der Wiederaufnahme eines Objektes durch ein Personalpronomen (nach dem Muster rum. *cartea pe care Ø am citit-o*). verhalten sich beide Varietäten gleich „balkanisch“:

- das Buch, das ich gelesen habe. **R:** üblich: *cartea tsi u am cāntatā*; unüblich: *cartea tsi am cāntatā*; unmöglich: **cartea tsi am cāntat-u*, **cartea tsi u am cāntat-u*. **A:** üblich: *cartea tsi u ghivāsü*; unüblich: *cartea tsi ghivāsü*; unmöglich: **cartea tsi ghivāsü-u*, **cartea tsi u ghivāsü-u*

Steigerung der Adjektive

Der Komparativ wird mit *ma* oder *cama* gebildet:

- Elena ist älter als du. **R:** *Elena esti ma mari di tini*. **A:** *Elena iasti ma (oder cama) mari di tini*.
- Sofia ist größer als Maria. **R:** *Sufia esti ma llungā di Maria*. **A:** *Sofia iasti ma (oder cama) ānaltā di Maria*.

Der Superlativ ist in beiden Varietäten unüblich, kann aber durch den Komparativ und Hinzufügung des Artikels an Adjektiv oder Substantiv gebildet werden:

- Alexander ist der beste Freund. **R:** *Alexandru esti ma bunlu di sotsjā.* **A:** *Alexandru iasti cama bunlu sots.*
- Alexander ist mein bester Freund. **R:** *Alexandru esti ma bunlu di sotsjā mei.* **A:** *Alexandru iasti cama bunlu sots di-al meu.*
- Maria ist die schönste aller Freundinnen. **R:** *Maria esti ma mushata di sotsali tuti.* **A:** *Maria iasti cama mushata di soatsili tuti.*

In den A-Varietäten sind außerdem in den entsprechenden Kontaktzonen südslawische bzw. griechische Superlative übernommen worden:

- Du bist das schönste Mädchen. *Tini hii nai ma mushatā* (oder: *mushata*) *fiatā* (cf. bulgar. *naŭ*).
- Der November ist der schlechteste Monat. *Brumarlu iasti ma hirotirlu mes* (cf. griech. *o χειρότερος*).

Numeralia

Die Zahlen von eins bis zehn weisen nur phonetische Unterschiede auf:

- R:** M *un* F *unā*, M *doi* F *dau*, *tre*, *patru*, *tsintsi*, *shasi*, *shapti*, *optu*, *nau*, *dzatsi*
A: M *un* F *unā*, M *doi* F *danā*, *trei*, *patru*, *tsintsi*, *shasi*, *shapti*, *optu*, *nauā*, *dzatsi*

Nicht nur die Zählung von elf bis neunzehn erfolgt, wie im Balkanromanischen üblich, nach „balkanischem“ (lokativischem) Typ nach dem Muster ‚eins auf zehn‘, sondern auch die Zählung von einundzwanzig bis neunundzwanzig (nach dem Muster ‚eins auf zwanzig‘), während sie ab 31 mit ‚und‘ gebildet werden (nach dem Muster ‚dreißig und eins‘). Die Verwendung der Partikel *di* scheint bei höheren Zahlen zwischen einzelnen Sprechern des **R** und **A** zu schwanken.

- zwölf Jungs, zwölf Mädchen. **R:** *doispardzatsi di ficiorr*, *dauspardzatsi di feti*. **A:** *doisprats di ficiori*, *dauasprats di feati*
- zweiundzwanzig. **R:** M *doispārļinjīts*, F *dauspārļinjīts*. **A:** M *doisprayingbits*, F *dauasprayingbits*
- zweiunddreißig. **R:** M *treidzātsi doi*, F *treidzātsi dau*. **A:** M *treidzāts doi*, F *treidzāts dauā*

- 102 Jungs. **R:** *unāsutā doi di fciorr*. **A:** *unāsutā doi fciori*
- 102 Mädchen. **R:** *unāsutā dau di feti*. **A:** *unāsutā dauā feati*
- 1000. **R:** *unā njiljā*. **A:** *unā njilji*

Die Zahlwörter für die Million und die Milliarde werden aus dem Albanischen bzw. Griechischen entlehnt.

Bruchzahlen sind, von Hälfte und Viertel abgesehen, in beiden Varietäten nicht üblich bzw. unklar hinsichtlich ihrer Bedeutung.

- Viertel. **R, A:** *cirec*
- Halb. **R:** *disā, giūmutati*. **A:** *disā, giūmitati* oder *giūmatati*
- zwei Hälften. **R:** *dau giūmutāts*. **A:** *dau giūmitāts* oder *giūmātāts*
- zwei Fünftel. **R:** *dau di tsintsi*. **A:** *dauā di tsintsi* (wörtlich: zwei von fünf)
- sieben Achtel. **R:** *shapti di opt*. **A:** *shapti di optu* (wörtlich: sieben von acht)

Höhere Ordnungszahlen sind unüblich. Wo enger Kontakt mit dem Griechischen gegeben ist, sind im A die aromunischen Ordinalia selten zu hören und werden durch griechische ersetzt und ans Aromunische angepasst.

- am ersten Tag. **R:** *protā dzu*. **A:** *protā dzuā* (cf. griech. *πρώτος* ‚erster‘)
- in der zweiten Gruppe. **R:** *tu dauļi grup*. **A:** *tu dauļi shutsati* oder *tu dbeftira shutsatā* (cf. griech. *δύτερος* ‚zweiter‘)
- der dritte Junge. **R:** *a trela fcior*. **A:** *treilu fcior* oder *tritlu fcior* (cf. griech. *τρίτος* ‚dritter‘)

Genitive und Dative der Zahlen werden kaum verwendet, lassen sich aber ermitteln:

- NOM/ACC: der, die zweite. **R:** M *doljllu*, F *daua*. **A:** M *dolju*, *dbefterlu*, F *daua*, *dbeftira*
- GEN/DAT des, der; dem, der zweiten. **R:** M *a doljllu*, F *a dolju*; **A:** M *a dolju* oder *a dbefterlui*, F *a daualei*, *a dbeftirljei*
- NOM/ACC: 1001 Jungen, 1001 Mädchen: **R:** M *unāsutā di fciorr*, F *unāsutā di feti*; **A:** M *unāsutā di fcior'*, F *unāsutā di feati*
- GEN/DAT: des, der tausendundersten; dem, der tausendundersten: **R:** M *a unāsutāllu di fciorr*, F *a unāsutāllu di feti*; **A:** M *a unāsutāllor di fciorr*, F *a unāsutāllor di feti* (vollkommen unüblich)

Verbalsystem

Prinzipiell ist das System der Modi und Tempora in beiden Varietäten gleich, soll hier aber dennoch einmal nebeneinander gestellt werden. Die auffallendsten Unterschiede zeigen sich im Hilfsverb der zusammengesetzten Zeitformen. Das Hilfsverb ‚sein‘ kennt im **A** kein zusammengesetztes Perfekt, während es im **R** weitverbreitet ist (ich bin gewesen. **R:** *am futā*). Aus der Tabelle gehen keine Frequenzen einzelner Formen hervor, sodass beispielsweise nicht ersichtlich wird, dass Sprecher des **R** in vielen Fällen das zusammengesetzte Perfekt verwenden, in denen Sprecher des **A** den Aorist bevorzugen würden (Ich habe gesehen. **R:** *am vādzutā*. **A:** *vidzui*). Insgesamt ist der Aorist in südlichen aromunischen Varietäten vitaler als im Norden. Die „feminine“ Endung (*am cāntat-ā* ‚ich habe gesungen‘) des Partizips verwenden alle Varietäten des Aromunischen. Auffallend ist weiterhin, dass in der hier vorgestellten Varietät von Gjirrokastër und Kefalóvryso kein Admirativ zu finden war, wie Friedman (1994) ihn für Belica beschreibt.

Indikativ

Präsens: (*lau* ‚waschen‘)

R: *Mini llau, tini llai, iel/ iia lla. Noi llām, voi llats, iei/ ieli lla.*

A: *Io lau, tini lai, iel/ ia la. Noi lām, voi lats, iei/ ieli la.*

Imperfekt:

R: *Mini llam, tini llai, iel/ iia lla. Noi llām, voi llat, iei/ ieli lla.*

A: *Io lam, tini lai, iel/ ia la. Noi lām, voi lats, iei/ ieli la.*

Aorist:

R: *Mini llai, tini llash, iel/ iia llā. Noi llām, voi llat iei/ ieli llarā.*

A: *Io lai, tini lash, iel/ ia lā. Noi lām, voi lat, iei/ ieli larā.*

Perfekt:

R: *Mini am llatā, tini ai llatā, iel/ iia ari llatā. Noi avem llatā, voi avets llatā, iei/ ieli ar llatā.*

A: *Io am latā, tini ai latā, iel/ ia ari latā. Noi avem latā, voi avets latā, iei/ ieli au llatā.*

Plusquamperfekt:

R: *Mini aviam llatā, tini aviai llatā, iel/ iia avia llatā. Noi aviam llatā, voi aviat llatā, iei/ ieli avia llatā.*

A: *Io aveam latā, tīni aveai latā, iel/ia avea latā. Noi aveam latā, voi aveats latā, iei/iali avea llatā.*

Futur I:

R: *Mini u s-llau, tīni u s-llai, iel/īa u s-lla. Noi u s-llām, voi u s-llats, iei/ieli u s-lla.*

A: *Io va s-lau, tīni va s-lai, iel/ia va s-la. Noi va s-lām, voi va s-lats, iei/iali va s-la.*

Futur II:

R: *Mini u s-am llatā, tīni u s-ai llatā, iel/īa u s-abā llatā. Noi u s-avem llatā, voi u s-avets llatā, iei/ieli u s-abā llatā.*

A: *Io va s-am latā, tīni va s-ai latā, iel/ia va s-aibā latā. Noi va s-avem latā, voi va s-avets latā, iei/iali va s-aibā latā.*

Konjunktiv

Präsens (cāntu, singen⁹)

R: *Mini s-cāntu, tīni s-cānts, iel/īa s-cāntā. Noi s-cāntām, voi s-cāntats, iei/ieli s-cāntā.*

A: *Io s-cāntu, tīni s-cāntsā, iel/ia s-cāntā. Noi s-cāntām, voi s-cāntats, iei/iali s-cāntā.*

Imperfekt

R: *Mini s-cāntam, tīni s-cāntai, iel/īa s-cānta. Noi s-cāntam, voi s-cāntats, iei/ieli s-cānta.*

A: *Io s-cāntam, tīni s-cāntai, iel/ia s-cānta. Noi s-cāntam, voi s-cāntats, iei/iali s-cānta.*

Perfekt

R: *Mini s-am cāntatā, tīni s-ai cāntatā, iel/īa s-abā cāntatā. Noi s-avem cāntatā, voi s-avets cāntatā, iei/ieli s-abā cāntatā.*

A: *Io s-am cāntatā, tīni s-ai cāntatā, iel/ia s-aibā cāntatā. Noi s-avem cāntatā, voi s-avets cāntatā, iei/iali s-aibā cāntatā.*

Plusquamperfekt

R: *Mini s-aviām cāntatā, tīni s-aviāi cāntatā, iel/īa s-aviā cāntatā. Noi s-aviām cāntatā, voi s-aviātu cāntatā, iei/ieli s-aviā cāntatā.*

A: *Io s-aveam cāntatā, tīni s-aveai cāntatā, iel/ia s-avea cāntatā. Noi s-aveam cāntatā, voi s-aveats cāntatā, iei/iali s-avea cāntatā.*

Konditional

Präsens (lucredz ,arbeiten')

R: *Mini u s-llucram, tīni u s-llucrai, iel/ia u s-llucra. Noi u s-llucram, voi u s-llucrat, iei/ieli u s-llucra.*

A: *Io va s-lucram, tīni va s-lucrai, iel/ia va s-lucra. Noi va s-lucram, voi va s-lucrats, iei/iali va s-lucra.*

Perfekt

R: *Mini u s-aviam llucratā, tīni u s-aviai llucratā, iel/ia u s-avia llucratā. Noi u s-aviam llucratā, voi u s-aviat llucratā, iei/ieli u s-avia llucratā.*

A: *Io va s-aveam lucratā, tīni va s-aveai lucratā, iel/ia va s-avea lucratā. Noi va s-aveam lucratā, voi va s-aveats lucratā, iei/iali va s-avea lucratā.*

Imperativ (lau ,waschen')

R: *llā-tī! llāz-vā!*

A: *lā-tī! lats-vā!*

Gerundium

Das Gerundium ist im **R** praktisch nicht mehr vorhanden, im **A** ist es ausnahmsweise bei wenigen Verben zu hören (z.B. *cu immindalui* ,gehend').

Tempora und Aktionsarten

Sprecher des **R** neigen dazu, hypotaktische Konjunktive konsequent temporal anzupassen (*consecutio temporum*), während man sie im **A** unabhängig von der Zeit des regierenden Verbes eher im Präsens ausdrückt.

- Er will diese Sache machen. **R:** *Vra s-facā aīst lluc.* **A:** *Va s-facā aīstu lucrū.*
- Er wollte diese Sache machen. **R:** *Vru s-fitsea aīst lluc.* **A:** *Vru s-facā aīstu lucrū.*
- Sie machten sich auf den Weg. **R:** *Acātsarā / aburbirā s-fugā* oder *Acātsarā / aburbirā s-fudzīrā.* **A:** *Acātsarā / arbīnsirā s-fugā.*
- Wenn ich es finde, schicke ich es dir. **R:** *Ma s-u aflai, u-s ts-u pitrec.* **A:** *Ma s-u afli, va ts-u pitrec.*
- Ich würde gerne nach Hause gehen. **R:** *U s-vram s-nidzjam acasā.* **A:** *Va s-vream s-mi duc acasā.*

- Willst du so schnell es geht verschwinden? **R:** *Vre s-fudz cāt ma n-trōrā?*
A: *Vrei s-fudz cāt ma aghonyia?*
- Wolltest du so schnell es geht verschwinden? **R:** *Vrush s-fudzish cāt ma n-trōrā?* **A:** *Vrush s-fudz cāt ma aghonyia?*

Adverbien

Die Gegenüberstellung der wichtigsten Adverbien zeigt, dass fast alle Adverbien in ähnlicher Bedeutung in beiden Varietäten zu finden sind, wenn auch mit den entsprechenden phonetischen Besonderheiten. Im **R** können Adverbien allerdings dem Genus angepasst werden, in **A** nicht.

- Er arbeitet gut. **R:** *Llucradzā bun.* **A:** *Lucreadzā ghini.*
- Sie arbeitet gut. **R:** *Llucradzā bunā.* **A:** *Lucreadzā ghini.*
- Sie arbeiten gut. **R:** *Llucradzā bunj.* **A:** *Lucreadzā ghini.*
- Das Mädchen schreibt deutlich. **R:** *Fiata scirā pistritā.* **A:** *Feata angrāpseshi pistrit.*

Negation

negierte Aussagesätze

- Ich gehe nicht zur Arbeit. **R:** *Nu neg lla lluc.* **A:** *Nu neg la lucru.*
- Er hatte keine Arbeit. **R:** *Earam fārā lluc.* **A:** *Ieram fārā lucru.*
- Kosta ist kein Albaner. **R, A:** *Costa nu-e arbines.*
- Ich will dich hier nicht wiedersehen! **R:** *S-nu ti ved alltōrā aoa!* **A:** *S-nu ti vedu altā oarā aua!*

negierte Adjektive

- müde – erholt – unermüdlich. **R:** *curmat – zdicurmat – nicurmat.* **A:** *curmat – discurmat – nicurmat*
- satt – nüchtern. **R, A:** *mācat – nimācat*
- zugedeckt – bloß. **R:** *amvilit – zdivilit.* **A:** *amvilit – dizvilit*

negierte Verben

- anziehen, ausziehen. **R:** *amvilest, zdivilest.* **A:** *amvālescu, dizvālescu*

Negierung durch Indefinitpronomina

- Es ist niemand zuhause. **R:** *Nu-e ishvārr acasā.* **A:** *Nu-e vārmu (oder: vār, canā) acasā.*
- Kosta weiß gar nichts. **R:** *Costa nu shti iciva.* **A:** *Costa nu shti dip tsiva.*

- Ich habe überhaupt nicht geschlafen. **R, A:** *Nu durnji ici.*

Negierung mit zweigliedrigen koordinierenden Konjunktionen

- weder du noch ich. **R:** *nicā tini, nicā mini.* **A:** *ni tini, ni mini*

- du redest nicht nur, du arbeitest auch. **R:** *Nu gollā gresbt, ma shi llucedz.*
A: *Nu z̄buresbt mash, ama shi lucredz̄.*

- weder die Jungen noch die Mädchen. **R:** *ni fciorjā ni fetili.* **A:** *ni fciorlji ni featili*

- entweder dein Bruder oder deine Schwester. **R:** *icā fratā-tu icā sor-ta.* **A:**
i fratā-tu i sor-ta

Syntax

Satzbaupläne mit Existenzprädikaten

Vorhandensein und Abwesenheit werden in beiden Varietäten mit entsprechenden Formen von ‚sein‘ und ‚geben‘ ausgedrückt, vor allem mit *ari* (‚es gibt‘) und *n-ari* (‚es gibt nicht‘). Darüberhinausgehende Formen (‚fehlen‘, ‚mangeln‘ etc.) sind unüblich. Anstelle von ‚uns fehlen zwei Schafe‘ formuliert man beispielsweise ‚wir haben zwei Schafe verloren‘ (**R:** *Chirum dau oi,* **A:** *Chirum dauā oi*). Unter Einfluss der Nachbarschaften ist es im **A** zu *iasti xichi* und *avem xichi* (aus türk. *eksik* ‚Mangel‘) und *lipseashti* (griech. *λεπει* ‚es fehlt‘, das im Aromunischen sonst im Sinne ‚es muss‘ verwendet wird) gekommen, im **R** Albaniens neuerdings auch zu *egzisteadzā* (alb. *ekziston* ‚es gibt‘).

Satzbaupläne mit Zeitprädikaten: Uhrzeit und Tageszeit

- Wie spät ist es? **R:** *Tsi sati esti?* **A:** *Tsi sābati iasti? Tsi oara iasti?*

- Es ist sechs Uhr. **R:** *Satia esti shasi.* **A:** *Sābatia iasti shasi.*

- Es ist zehn nach/vor sechs. **R:** *Satia esti shasi shi/fārā dzatsi.* **A:** *Sābatia iasti shasi shi/fārā dzatsi.*

- viertel nach sechs. **R:** *shasi shi (un) cirec.* **A:** *shasi shi un cirec*

- halb sieben. **R:** *shasi (shi) giūmutati.* **A:** *shasi shi giūmitati, shasi shi disā*

- zwanzig vor sieben. **R:** *shapti fārā yinyits.* **A:** *shapti fārā yinghīts*

- um wieviel Uhr? **R:** *tu tsi sati?* **A:** *tu tsi sābati? tu tsi oara?*

- um neun Uhr. **R:** *tu nauli, lla nauli.* **A:** *la nauā, la nauli*

- am Morgen. **R:** *dimniatsa, dimniasta.* **A:** *tu hāryie, data soarili, tabina*

- mittags. **R:** *ti prāndz̄.* **A:** *ti prāndz̄u*

- am Nachmittag. **R:** *tu amiridz̄.* **A:** *z̄u amiridz̄*

- am späten Nachmittag **R:** *tu murgish.* **A:** *tu amurgish*

- am Abend: **R:** *siara.* **A:** *seara*

Satzbaupläne mit Zeitprädikaten: Tagesangabe

- Heute ist der zweite im Monat. **R:** *Azā ari dau mesu, azā esti dau di mes.*
A: *Azā ari dau di mes.*
- am dritten August. **R:** *tu treilu August.* **A:** *tu treili dzali di Augustu, trita dzuā di Augustu.*
- Morgen ist der zehnte des Monats. **R:** *Māni esti dzatsi di mes.* **A:** *Māni easti dzatsili di mes.*
- Heute ist der zwölfte des Monats. **R:** *Azā esti dauspārdzatsi di mes.* **A:** *Azā easti dauāspārdzatsili di mes.*
- am ersten Dezember. **R:** *tu protu di Andreu.* **A:** *protu di Andreu.*

Satzbaupläne mit Zeitprädikaten: Wochentage

- Was ist heute für ein Tag? Es ist Mittwoch. **R:** *Tsi dzuā esti azā? Njercuri.*
A: *Tsi dzuā iasti azandzā? Njercuri.*
- Wann wirst du kommen? Am Samstagmorgen. **R:** *Cānd u z-inj? Sāmbātā dimniatsa.* **A:** *Cāndu va yinj? Sāmbātā tabina.*

Satzbaupläne mit Befindlichkeitsprädikaten

- Wie geht es dir? **R:** *Tsi fats? Cum esht? Cum u duts? Cum trets?* **A:** *Ts-adari? Cum hii? Cum u duts? Cum trets?*
- Wie geht es euch? **R:** *Tsi fitsets? Cum hits?* **A:** *Ts-adrats? Cum hits?*
- Mir geht es sehr gut. **R:** *Est mullt ghini.* **A:** *Hiu multu ghini.*
- Nicht so gut. **R:** *Nu shi abtānt ghini.* **A:** *Nu shi abāt ghini.*

Satzbaupläne mit Altersangaben

- Wie alt bist du? **R:** *Di cāt enj esht?* **A:** *Di cāts anj hii? Tsi ilichii ai?*
- Ich bin dreißig Jahre alt. **R:** *Est di treidzāts di enj.* **A:** *Hiu di treidzāts di anj.*

Satzbaupläne mit ‚heißen‘

- Wie heißt du? **R:** *Cum ti achiamā? Cum tsā-i numa?* **A:** *Cum tsā-i numa? Cum tsā grescu?*
- Ich heiße Lena. **R:** *Mi achiamā Lena. Numa a mia esti Lena.* **A:** *Numa mea easti Lena. Mi grescu Lena.*

Satzbaupläne für ‚geboren werden‘

- Wann bist du geboren? **R:** *Cāndu ti fitsesh?* **A:** *Cāndu ti featsish?*
- Wo bist du geboren? **R:** *Lju ti featsish? Iu hii faptu?* **A:** *Iu ti featsish? Iu ti amintash?*

- Ich wurde am ... geboren. **R:** *Mi feciu / est fapt tu* **A:** *Mi feciu / m-amintai tu*

Satzbaupläne für ‚eine Sprache sprechen‘ und ‚verstehen‘

Die üblichste Form wird in beiden Varietäten mit ‚wissen‘ oder ‚sprechen‘ gebildet.

- Sprichst du Griechisch? **R:** *Zburrāsht (oder shti) ngārtseshti?* **A:** *Zbureshtsā (oder shti) gārtseashti?*
- Sprichst du Albanisch? **R:** *Zburrāsht (oder shti) shk'ipi?* **A:** *Zbureshtsā (oder shti) arbinisbeashti?*

An den zahlreichen Möglichkeiten der Satzbaupläne für ‚verstehen‘, zeigen sich die Einflüsse aus den Nachbarsprachen besonders deutlich. Lateinische Erbörter überleben in beiden Varietäten in *prindu* (< lat. *apprendere* ‚erfahren‘), *acatsu* (< lat. **accipere* ‚fassen‘, ‚begreifen‘), im **A** von Metsovo hört man außerdem *antsilegu* (< lat. *intelligere* ‚verstehen‘), im **R** *ljau di habari* (< lat. *levare* ‚nehmen‘, ‚erfassen‘ + trk. *haber* ‚Nachricht‘). Das weitverbreitete *ducescu* hängt mit alb. *ndjek* ‚folgen‘, *dukem* ‚meinen‘ (PAPAĞAGI 1974: 505) und dialektalem griech. *δοράω*, *αδορκώ* und *δορκειόβυ* ‚erinnern‘ zusammen. Aus dem Albanischen geht der Neologismus *cuptescu* (< alb. *kupto* ‚verstehen‘) hervor, der unter den Aromunen Albaniens und damit nur im **R** zu hören ist. Aus dem Griechischen hingegen ist *achichasescu* (< griech. *αποιδάζω* ‚begreifen‘) abgeleitet, das im Aromunischen des Grammosgebirges benutzt wird. Zu guter Letzt sei das bisher lexikographisch offenbar nicht erfasste *angaldasescu* (< trk. dialektal *angaldamak* ‚den Büffel rufen‘) erwähnt, das die über Bulgarien nach Rumänien eingewanderten Aromunen für ‚verstehen‘ verwenden.

6. Was kann die internationale Sprachwissenschaft für das Aromunische tun?

Die Aromunen und ihre Sprache befinden sich in einer schwierigen Lage: Trotz neuer Versuche, das Aromunische zu unterrichten, und trotz der verstärkten Affinität vieler Aromunen zu ihrer eigenen Sprache, ist überall eine Sprachaufgabe zu beobachten, sodass sie als stark bedrohte Sprache zu bezeichnen ist. Die von der rumänischen Bildungspolitik konsequent geforderte Schreibung des Aromunischen mit rumänischen Sonderzeichen stößt in den Herkunftsländern der Aromunen auf Ablehnung, weshalb sie die Mehrheit der Aromunen ausgrenzt und aus sprachschützerischer Sicht kontraproduktiv ist.

Derartige Bemühungen tragen genauso zum Schwund des Aromunischen bei wie die Assimilationspolitik Griechenlands mit ihrer Ablehnung jeglicher aromunischer Schriftlichkeit.

Die Unterscheidung in zwei Hauptvarietäten (**R** und **A**) ist zur Orientierung hilfreich, dialektologisch und anthropologisch jedoch aufgrund dialektaler Vermischungen problematisch. Der Vergleich der Varietäten zeigt, dass die Unterschiede zwischen nördlichen und südlichen Varietäten des Aromunischen ausreichen, um auch bei oberflächlicher Betrachtung sofort die Provenienz des Sprechers zu erkennen, wobei die gegenseitige Verständlichkeit gegeben bleibt. Wenn Verständlichkeitsprobleme zwischen den Sprechern auftreten, dann jedoch weniger wegen der Unterschiedlichkeit der Varietäten als aufgrund der zahlreichen Neologismen aus den Dachsprachen. Die Varietäten sind also auf keinen Fall so unterschiedlich, als dass man keine gemeinsamen Wege gehen könnte. Zwar kann man mit Haarmann (1996: 228) in der Variabilität einer Sprache eine Bedrohung sehen: „Die Variabilität der Sprachkomponente in der Identität wirkt sich in einer mehrsprachigen Umgebung unter Umständen im Trend zum Sprachwechsel und damit zur Aufgabe einer der beteiligten Sprachen aus“; doch können sich die Varietäten bei entsprechendem Willen sehr bereichern.

Im Fall der Aromunen und ihrer Sprache kommt der Sprachwissenschaft nicht nur eine große Verantwortung und gesellschaftliche Relevanz zu, sondern *die* Schlüsselrolle bei der Vermittlung zwischen den Orientierungen, denn sie kann:

- mit kühlen Argumenten zur Entschärfung der kontraproduktiven Kontroverse um den Status des Aromunischen beitragen,
- dahingehend aufklären, dass jede Sprache und jede Varietät geschrieben werden kann,
- das Recht und Bedürfnis eines jeden verteidigen, seine Sprache zu schreiben,
- aufzeigen, dass das Aromunische eine längere Tradition der Verschriftung mit dem lateinischen Alphabet hat als das Rumänische, das bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts das kyrillische Alphabet verwendete, wodurch aus sprachhistorischen Gründen die Verwendung rumänischer Orthographie unpassend scheint,
- insbesondere in Griechenland aufzeigen, dass es kein gefährlicher Akt der Illoyalität gegenüber Griechenland ist, eine Minderheitensprache zu schreiben und zu bewahren,

- insbesondere in Rumänien für Verständnis werben, dass das Beharren auf rumänische Orthographie und die Bezeichnung als rumänischer Dialekt kontraproduktiv sein kann,
- insbesondere in Albanien erklären, dass die Verwendung des Aromunischen keine Identifizierung mit Griechenland oder Rumänien bedeuten muss.

In unseren Interviews zeigte sich ein sprachlicher Minderheitenkomplex der Rrāmānj Griechenlands gegenüber den Armānj, der sich darin äußert, dass viele Rrāmānj ihre Sprache der *armāneashti*-sprechenden Mehrheit anpassen. Das Sprachmaterial zeigt aber eindeutig, dass die nördlichen Varietäten des Aromunischen den südlichen bezüglich ihrer Ausdrucksstärke in nichts nachstehen und in vielen Fällen sogar durch ihre geringere Gräzisierung „romanischere“ Formen parat halten als die südlichen Varietäten. Ob die Rrāmānj durch ihren Willen zum Spracherhalt Impulse zur gemeinsamen Kodifizierung und weiterem Ausbau des Aromunischen geben und dabei auch ihre Varietät einbringen können, ist noch nicht abzusehen. Im Fall eines zukünftigen gemeinsamen Ausbaus des Aromunischen aber sollten sie daher gleichberechtigt berücksichtigt werden.

7. Zusammenfassung

In der Ethnizität der Aromunen spielen zahlreiche kulturelle Elemente eine Rolle, die den Vertretern unterschiedlich stark bewusst sind. Die Assoziation der Rrāmānj mit dem Nomadismus, mit der Armut und mit Albanien und seiner bis 1990 sozialistischen Isolationspolitik hat dafür gesorgt, dass viele Rrāmānj (insbesondere die *migidonj*) heute einen gewissen Minderwertigkeitskomplex gegenüber den wirtschaftlich überlegenen und in der aromunischen Schriftlichkeit stärker vertretenen Armānj entwickelt haben. Die unterschiedliche nationale, sprachliche und soziale Herkunft verhindert eine Gruppenidentität und erschwert die Findung gemeinsamer Wege, die eigene Sprache zu pflegen. Vorliegender Beitrag versucht anhand einer Vorstellung ausgewählter Merkmale der wichtigsten Varietäten des Aromunischen, *rrāmāneshti* und *armāneashti*, aufzuzeigen, wie die Sprachwissenschaft zu einem fruchtbaren Dialog beitragen kann. Die aufgezeigten Unterschiede beruhen weitgehend auf Beobachtungen zum Nebeneinander von Rrāmānj und Armānj in Albanien und Griechenland und sollten nicht auf ganze Gruppen bezogen werden. Inneraromunische Gegensätze zeigen sich vor allem über Ländergrenzen. Wer **R** und **A** innerhalb nur eines der Länder oder gar in ihrem gesamten Siedlungsgebiet untersucht, wird ein anderes Bild erhalten.

Quellenverzeichnis

- Bara, Maria/Kahl, Thede/Sobolev, Andrej N., 2005. *Die südaromunische Mundart von Turia (Pindos)*. Syntax, Lexik, Ethnolinguistik, Texte. Южноарумьинский говор села Турья (Пинд). Синтаксис, лексика, этнолингвистика, тексты. München: Biblion.
- Bara, Mariana, 2007. *Limba armânească*. Vocabular și stil. București: Cartea Universitară.
- Bara, Mariana, 2015. « Bojadschi, entre le vernaculaire et la fantaisie linguistiques », in: *Zeitschrift für Balkanologie*, 51/1, 1-10.
- Beis, Stamatis, 2000. *Le parler aroumain de Metsovo: description d' une langue en voie de disparition*. Paris: Université de Paris V, Faculté de Sciences Humaines et Sociales.
- Bojadschi, Michail, 1813. *Romanische oder Macedonowlachische Sprachlehre*. Γραμματική ρωμανική, ήτοι μακεδονοβλαχική. Σχεδιασθείσα και πρώτον εις φως αχθείσα υπό Μιχαήλ Γ. Μποϊιάτζή, διδασκάλου της ενταύθα απλοελληνικής σχολής. *Romanische, oder Makedonowlachische Sprachlehre*. Verfaßt und zum ersten Male herausgegeben von Michael G. Bojadschi, öffentlichen griechischen Lehrer der hiesigen National-Schule. Βιέννη: Ιωάννης Σνύρερ.
- Capidan, Theodor, 1930. „Fărșeroții. Studiu lingvistic asupra românilor din Albania“, in: *Dacoromania*, 6, 1-210.
- Capidan, Theodor, 1932. *Aromânii. Dialectul aromân*. Studiu lingvistic. București: Imprimeria națională.
- Caragiu Marioțeanu, Matilda, 1975. *Compendiu de dialectologie română, nord- și sud-dunăreană*. București: Editura științifică și enciclopedică.
- Caragiu Marioțeanu, Matilda/Saramandu, Nicolae, 2005. *Manual de Aromână*. Carti trã învițari armânești. București: Editura Academiei Române.
- Caraiani, Nicolae Gh./Saramandu, Nicolae, 1982. *Folclor aromân grămostean*. București.
- Council of Europe, 1997. *Aromanian Culture and Language*. (Parliamentary Assembly Recommendation 1333/1997). Strasbourg.
- Cunia, Tiberius, 1999. *On the Standardization of the Aromunian System of Writing*. The Bituli-Macedonia Symposium of August 1997. Syracuse.
- Dahmen, Wolfgang, 1997. „Griechisch-Aromunisch“, in: Goebel, Hans et al. (Hg.). *Kontaktlinguistik*. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, Band 2. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 1532-1539.
- Dahmen, Wolfgang, 2003. „Auswirkungen des dakorumänisch-aromunischen Sprachkontaktes“, in: *Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft*, 13, 91-102.

- Dahmen, Wolfgang/Kramer, Johannes, 1985. *Aromunischer Sprachatlas*. Atlasul lingvistic aromân (Band 1). Hamburg: Helmut Buske.
- Dahmen, Wolfgang/Kramer, Johannes, 1994. *Aromunischer Sprachatlas*. Atlasul lingvistic aromân (Band 2). Hamburg: Helmut Buske.
- Fassel, Luminița, 1995. „Der linguistische Status des Aromunischen: eine unnötige Kontroverse“, in: *Balkan-Archiv, Neue Folge* 19/20 (1994/95), 385-401.
- Friedman, Victor A., 1994. „Surprise! Surprise! Arumanian Has Had an Admirative!“, in: *Indiana Slavic Studies*, 7, 79-89.
- Gardt, Andreas, 2003. „Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft“, in: Haß-Zumkehr, Ulrike/König, Christoph (Hgg.). *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen: Wallstein, 271-288.
- Golaș, Zbigniew, 1984. *The Arumanian Dialect of Krușevo in SR Macedonia, SFR Yugoslavia*. Skopje.
- Golna, Cornelia, 2017. *Tainted Heroes. A Novel*. Leiderdorp: Go-Bos Press.
- Haarmann, Harald, 1996. „Identität“, in: Goebel, Hans et al. (Hgg.). *Kontaktlinguistik*. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 218-233.
- Ianachieschi-Vlahu, Iancu, 2001. *Gramatică armânească a II-a editie (prilucrată, completată și lărgită)*. Crushuva.
- Kahl, Thede, 2004. „Etonime la aromâni“, in: Mănucă, Dan/Ichim, Ofelia/Olariu, Florin-Teodor (Hgg.). *Spațiul lingvistic și literar românesc din perspectiva integrării EU*. Iași: Alfa, 264-273.
- Kahl, Thede, 2006. „Sprache und Intention der ersten aromunischen Textdokumente, 1731-1809“, in: Symanzik, Bernhard (Hg.). *Festschrift für Gerhard Birckfellner zum 65. Geburtstag*. Münster [u.a.]: LIT, 245-266.
- Kahl, Thede, 2015. „Aromunisch schreibt man nicht!“ Erfolg und Misserfolg der aromunischen Schriftlichkeit“, in: Schlösser, Rainer (Hg.). *Sprachen im Abseits*. Regional- und Minderheitensprachen in Europa. München: AMV editions, 123-147.
- Kahl, Thede/Metzeltin, Michael, 2015. *Sprachtypologie*. Ein Methoden- und Arbeitsbuch für Balkanologen, Romanisten und allgemeine Sprachwissenschaftler. Wiesbaden, New York: Harrassowitz.
- Kahl, Thede/Prifti, Elton, 2016. „Geschichte der Kodifizierung des Aromunischen“, in: Dahmen, Wolfgang et al. (Hgg.). *Romanische Kleinsprachen heute*. Romanistisches Kolloquium XXVII. Tübingen: Narr Francke Attempto, 33-64.
- Kahl, Thede/Rădulescu, Speranța, 2007. *Songs and Stories from Andon Poçi, Albania*. București: Ethnophonie, Muzeul Țăranului.

- Klimkowski, Tomasz, 2012. „Rumuńskcy arumuni i ich język“, in: *Balkanica posnaniensia*, 19, 7-17.
- Kokka, Maria/Ionescu-Ruxăndoiu, Liliana, 1992. *Texte aromâne din comuna Néa Zoí, jud. Tricala*. Bucureşti: Universitatea din Bucureşti.
- Kramer, Johannes, 1989. „Rumänisch: Areallinguistik II. Aromunisch“, in: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian (Hgg.). *Lexikon der romanistischen Linguistik*. Tübingen, 423-435.
- Lascu, Stoica, 2013. „Texte aromâne din perioada modernă“, in: *Extras Studii de Istorie*, II, 117-206.
- Mărgărit, Diana/Mărgărit, Emilian, 2015. „Aromanians and Cosmopolitanism“, in: *Analele Ştiinţifice ale Universităţii »Alexandru Ioan Cuza« din Iaşi: Sociologie şi Asistenţă Socială*, 8/1, 166-173.
- Neiescu, Petru, 1997. *Mic atlas al dialectului aromân din Albania şi din Fosta Republică Iugoslavă Macedonia*. Bucureşti.
- Nisioi, Sergiu, 2014. “On the syllabic structures of Aromanian”, in: European Chapter of the Association for Computational Linguistics (Hg.): *Proceedings of the 8th Workshop on Language Technology for Cultural Heritage, Social Sciences, and Humanities*. Gothenburg: The Association for Computational Linguistics, 110.
- Nünning, Ansgar, 2005. *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Papahagi, Pericle N., 1905. *Basme aromâne şi glosar*. Bucureşti.
- Papahagi, Tache, 1932. *Aromânii. Grai, Folklor, Etnografie*. Cu o introducere istorică. Bucureşti.
- Papahagi, Tache, 1974. *Dicţionarul dialectului aromân. General şi etimologic*. Bucureşti: Editura Academiei Republicii Socialiste România.
- Peyfuss, Max, 2010. “Balkanromanität – Perspektiven der Forschung”, in: Wakounig, Marija/Mueller, Wolfgang/Portmann, Michael (Hgg.). *Nation, Nationalitäten und Nationalismus im östlichen Europa*. Festschrift für Arnold Suppan zum 65. Geburtstag. Münster: LIT, 297-306.
- Peyfuss, Max D., 1970. „Rom oder Byzanz? Das Erwachen des aromunischen Nationalbewußtseins“, in: *Österreichische Osthefte*, 12/6, 337-351.
- Peyfuss, Max D., 1974. *Die Aromunische Frage*. Ihre Entwicklung von den Ursprüngen bis zum Frieden von Bukarest (1913) und die Haltung Österreich-Ungarns. Wien: Böhlau.
- Poçi, Spiridhulla, 2009. *Vllehtë*. Historia dhe gjuha e tyre. Tiranë: Toena.
- Prifti, Elton, 2018. « Les frontières linguistiques de l'aroumain », in: Winkelmann, Otto/Ossenkop, Christina (Hgg.). *Manuel des frontières linguistiques*

- dans la Romania. Manuals of Romance Linguistics 11*. Berlin: De Gruyter (in Druck).
- Saramandu, Nicolae, 1972. *Cercetări asupra aromânei vorbite în Dobrogea*. București: Editura Academiei Republicii Socialiste România.
- Saramandu, Nicolae, 1984. « Aromâna », in: Rusu, Valeriu (Hg.). *Tratat de dialectologie românească*. Craiova: Editura Scrisul Românesc, 423-476.
- Schlösser, Rainer, 1985. *Historische Lautlehre des Aromunischen von Metsovon*. Hamburg.
- Trudgill, Peter, 1986. *Dialects in Contact*. Oxford, New York: Blackwell.
- Weigand, Gustav, 1894. *Die Aromunen*. Ethnographisch-philologisch-historische Untersuchungen über das Volk der sogenannten Makedo-Romanen oder Zinzaren. Band 2: Volkslitteratur der Aromunen. Leipzig: J. A. Barth, K. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften Leipzig.

- Δασούλας, Φάνης, 2013. *Η αποκωδικοποίηση ενός πολιτισμού μέσα από το πεδίο της γλωσσικής του έκφρασης. Το βλαχικό ιδίωμα του Μετσόβου*. Ιωάννινα: ο.Α.
- Έξαρχος, Γιώργης, 2014. *Γραμματική και Συντακτικό της Αρμάνικης Γλώσσας των Ελληνοβλάχων*. Θεσσαλονίκη: Ερωδιός.
- Κατσάνης, Νικόλαος/Ντίνας, Κώστας, 1990. *Γραμματική της Κοινής Κουτσοβλαχικής*. Θεσσαλονίκη.
- Μπέης, Σταμάτης/Δασούλας, Φάνης 2017. Πρόταση για το σύστημα γραφής της βλαχικής γλώσσας. *Γλωσσολογία / Glossologia*, 25, 51-69.
- Παπαζήση-Παπαθεοδώρου, Ζωή, 1996. *Παραμύθια των Βλάχων*. Αθήνα.

- Конёр, Дарья/Макарова, Анастасия, 2017. „Арумьинский язык в Преспанском регионе (Республика Македония) сегодня», in: *Studia Slavica Hungarica*, 62, 291-303.
- Макарова, Анастасия Леонидовна, 2017а. Инвентарь форм прошедшего времени в арумьинском говоре Преспы: Система с двумя перфектами. In Казанский, Н. Н. (Hg.) *Индоевропейское языкознание и классическая филология (чтения памяти И. М. Тронского). Материалы Международной конференции*. Санкт-Петербург: Наука, 1002-1011.
- Макарова, Анастасия Леонидовна, 2017б. Интерференция в речи билингвальных носителей диалектов региона Преспа (Македония). *XLV Международная филологическая научная конференция*. Санкт-Петербург: Atlantis Press, 364-367.

Черняк, Александр Б., 1990. Арумынский язык. In: Десницкая, Агния Васильевна (Hg.): *Основы балканского языкознания. Языки балканского региона, ч. 1.* Ленинград: Наука, Ленинградское отделение, Институт языкознания, 192-220.

Quo vadis, Romania? – Ist Sprachwissenschaft eine Kulturwissenschaft? Was wird dann aus „Vollromanistik?“¹

Joachim BORN, Gießen

Selten war die prospektive und programmatische Fragestellung, mit der sich der Titel dieser Zeitschrift schon von Beginn an schmückt, so dringlich wie heute, da wir uns der Herausforderung, wohin sich die Romanistik entwickelt und entwickeln muss, stellen müssen, zumal ja auch der Untertitel „Zeitschrift für eine aktuelle Romanistik“ mahrend dazu aufruft, Gegenwart und Zukunft zu entwerfen, ohne sich der historischen Verantwortung zu verschließen. Zeit also dafür zu schauen, ob und vor allem wie weit wir auf diesem Weg sind!

Das klassische Ideal – zumindest in der Romanistischen Sprachwissenschaft – sieht die Abdeckung insbesondere der fünf „großen“ Sprachen vor, bisweilen sogar durch eine Person. Das kann zu einer Generalistik (man weiß von allem ein bisschen) und im besten Falle zu einer sehr guten Allgemeinbildung und breiten Sprachkompetenzen führen. KollegInnen aus Einzelphilologien (Germanistik, Anglistik) fragen jedoch immer wieder, wofür das denn gut sei, wenn diese Vollabdeckung dann doch nicht zu gemeinsamen Projekten führt oder führe und das Generalistentum bisweilen die theoretische Tiefe in Spezialgebieten nicht (mehr) zulässt oder zulasse. Studierende selbst wissen heute bisweilen gar nicht mehr, dass sie ein Fach studieren, das früher „Romanistik“ hieß – sie studieren eben Spanisch oder Französisch, an immer weniger Universitäten auch Italienisch oder Portugiesisch, fast nirgends mehr Rumänisch.

Hinzu kommt die Tatsache, dass sich die klassische Vollromanistik fast ausschließlich auf Europa bezog (bzw. das, was die Bücher über Europa schrieben). Frankoromanistik hat heute Québec, die Karibik oder das frankophone Afrika zu berücksichtigen, HispanistInnen haben ein großes Feld mit knapp 20 amerikanischen Staaten (die USA eingerechnet) zu beackern, LusitanistInnen

¹ Die folgenden Ausführungen sind eher essayistisch als Gedankensammlung gedacht, ein Anspruch auf vollständige Fachanalyse ist nicht indiziert. Daraus resultiert auch das persönlich Anekdotische.

können sich nicht mehr darauf beschränken, ein paar Verweise auf Besonderheiten „des“ brasilianischen Portugiesisch in ihre Überlegungen einfließen zu lassen – schließlich fordern auch die PALOP-Staaten eine sorgfältige Betrachtung.

Was ist also „Vollromanistik“? Ist das nicht ein Pleonasmus? Als ich vor vielen Jahren ein Mehrsprachigkeitsprojekt an der (damaligen) EG im Namen des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim durchführte, belehrte mich ein hochrangiger deutscher EG-Beamter, vormals Ordinarius in Tübingen, er sei kein „Volljurist“, er sei Jurist, im Übrigen falle ihm für das Präfix „voll-“ ansonsten nur „Vollidiot“ ein. In diesem Sinne ist ein/e „RomanistIn“ natürlich ein/e „VollromanistIn“, sonst wäre er / sie ja „FrankoromanistIn“, „HispanistIn“, „LusitanistIn“, „ItalianistIn“ oder „RumänistIn“ (ohne die zahlreichen Minoritäten hier einmal abzubilden).

Was also muss ein/e RomanistIn leisten? Ist er / sie in erster Linie dafür zuständig, sein / ihr Fach zusammenzuhalten – also mit den KollegInnen aus der Literatur-, Kultur und Medienwissenschaft sowie der Didaktik zu kooperieren? Oder zwingen die neuen Bedingungen – gestufte Studiengänge, damit einhergehend immer weiter zunehmende Prüfungsbelastung, Druck auf Drittmittelerwerb, gestiegene Bedeutung von Prestige-Rankings, eingeforderte Interdisziplinarität oder Forschungsverbünde eher dazu, mit den eigentlichen FachkollegInnen, in unserem Falle LinguistInnen, zusammenzuarbeiten? Am liebsten würde man antworten: Aber das eine schließt doch das andere nicht aus! Auf den ersten Blick tut es das ja auch sicher nicht. Aber man muss nur daran denken, wie allen von uns auffällt, dass die einstmals für die Lektüre reservierte Zeit in den letzten Jahren rapide gesunken ist, selbst wenn wir die komplette Freizeit neben dem Beruf auch der Berufung, die wir ja irgendwie alle verspüren, widmen. Neben den eben genannten Gründen spielt dabei auch die enorme elektronische Anspannung eine Rolle, die ja eine jederzeitige Verfügbarkeit suggeriert, und nicht zuletzt die immer weiter um sich greifende Kommissionsarbeit, die einen Großteil der Arbeitszeit und Schaffenskraft auffrisst und bisweilen jegliche Motivation zu neuem Denken stark einschränkt. Also: Wer soll das alles leisten? Gute und gütige, ja charismatische LehrerInnen, kompetent und auf dem neuesten Stand der Wissenschaften, Drittmittel einbringende ForscherInnen, allseits bereit, an immer mehr Sitzungen von Graduiertenkollegen und Exzellenzclustern teilzunehmen und doch noch dazu das gesamte Fachgebiet abzudecken?

Dazu kommt der Streit mit denjenigen, die die „Kulturwissenschaften“ für sich reservieren wollen und uns misstrauisch beäugen, wenn wir auch für die

Sprachwissenschaft den Anspruch einklagen, eine vollwertige „Kulturwissenschaft“ zu sein, zum einen von Seiten der traditionell zumeist für die „Kulturwissenschaft“ zuständigen Literaturwissenschaftler, zum anderen aber auch von denjenigen FachkollegInnen, die die Linguistik als „exakte“ Wissenschaft betrachten (insbesondere aus den Reihen der Grammatiker) und die kulturwissenschaftliche Ausrichtung als „Linguistik light“ herabwürdigen.

Wir müssen uns natürlich auch der Frage stellen: „Wofür ist das gut?“ Als ich meinen Ruf nach Jena erhielt, lobten alle meine KollegInnen unisono, dass Jena (als eine der wenigen verbliebenen deutschsprachigen Universitäten) eine Vollromanistik zu bieten habe. Ein Kollege aus der Germanistik, gleichzeitig Vizerektor, spitzte die Frage darauf zu, wozu denn das gut sei, wenn daraus keine Kooperationen entstünden – ich muss zugeben, ich war ziemlich sprach- und v.a. antwortlos, da ich das nicht vernünftig kontern konnte und auch keine/r der KollegInnen mir darauf eine überzeugende Antwort zu geben vermochte. Andererseits loben immer wieder FachkollegInnen aus angrenzenden Disziplinen unsere interkulturelle Kompetenz und beneiden unsere Mehrsprachigkeit, wengleich auch mal augenzwinkernd auf unsere vermeintliche Rotwein-Kompetenz eingeschränkt.

Als international tätige/r WissenschaftlerIn müssen wir auch immer mal wieder gewisse Demütigungen über uns ergehen lassen. So ist es mir in Südamerika ergangen, wo ich mir von einem berühmten Fachkollegen anhören musste, dass ich ein „típico romanista alemán“ sei, der mir vorhielt, „ich könnte alles in allen Sprachen vortragen, aber ich hätte eigentlich nichts zu sagen“. Auf einem bedeutenden internationalen Kongress wurde von einem ebenfalls sehr bekannten Sprachwissenschaftler, der eine Sektion leitete, gleich das ganze Fach in Deutschland vorgeführt, der zunächst einmal die KollegInnen aus den lateinamerikanischen Staaten freundlich begrüßte und dann auch die „romanistas alemanes“, die ja überall in der Welt unterwegs seien, willkommen hieß – er ließ ziemlich deutlich durchblicken, dass sie vor allem überall ihren Senf dazugeben wollten...

Was sollen wir tun? Ich denke, *den* einzelnen Vollromanisten oder *die* einzelne Vollromanistin sollten wir abschreiben – ich könnte mich damit auch selbst abschaffen – schließlich habe ich – auf eher überschaubarem Niveau – zu allen möglichen Idiomen in meinen Publikationen etwas sagen wollen. Die Vollromanistik an sich müssten wir mit neuem Geist wieder beleben. Das wird aber schmerzlich sein. Brauchen wir wirklich – ich fange mal bei uns an – sowohl in Gießen als auch in Marburg (Luftlinie etwa 25 km), in Mannheim und Heidelberg (etwa 18 km) oder in Bonn, Köln und Düsseldorf, gar in Berlin

zwei (HU, FU²) jeweils eigenständige Romanistiken? Klar, es gibt traditionelle Verankerungen. Aber da man ja in Deutschland – anders als in den angelsächsischen Ländern – sich in erster Linie seinem Fach und nicht seiner Alma Mater verbunden fühlt, sollte man diesen Gedanken aufgeschlossen diskutieren. Lieber zehn Professuren in Marburg *oder* Gießen als an jedem Standort immer weiter schrumpfende Ressourcen, das sind wir nicht zuletzt auch unserem Nachwuchs schuldig. Natürlich kann das nur klappen, wenn die Professuren bei derartigen Verschmelzungen erhalten bleiben. Nur dann kommen wir auf Augenhöhe zu den Anglisten und Germanisten, die ja – obwohl sie jeweils nur eine Sprache abzudecken haben –, meistens doppelt so viele Stellen (und entsprechend tiefere Spezialisierungen) anbieten können. Übrigens haben in Gießen die Slavisten von einer Zusammenlegung mit Marburg durchaus profitiert. . . , wenngleich sie auch nicht viel mehr Ressourcen haben als wir.

Eine ganz gute Lösung ist sicher die Berücksichtigung von Sprach- und Kulturräumen, in Ermangelung eines griffigen deutschen Begriffs zumeist als *Area Studies* bezeichnet. Für Franko-, Hispano- und Lusophonie liegen hier große Räume vor, für die Italianistik könnte das schon schwieriger werden – Fächer wie Mittelmeerstudien benötigen ja auch das Interesse anderer zu beteiligender Fächer. Die Rumänistik – etwa in Jena – konnte ja nicht zuletzt deswegen erhalten bleiben, weil sie in einen historischen, sprachen- und kulturvergleichenden Fächerkomplex eingegliedert werden konnte.³ Diese sogenannten *Area Studies* entfernen uns allerdings forschungsmäßig immer weiter von unseren Kernkompetenzen und lassen uns im schlimmsten Falle noch weiter in Rückstand geraten gegenüber den spezialisierten Kollegen aus den Einzelphilologien. Auch das spräche dafür, die Romanistik an einigen starken Orten zu konzentrieren.

Das könnte uns auch stärken gegen die Kultusbürokratien, die in vielen Bundesländern ja gerade dabei sind, jedes sprach- und literaturwissenschaftliche Grundwissen zugunsten von immer mehr – mal Grund-, mal Bildungswissenschaften – genannten Fächern zu opfern, von der Überfrachtung mit Didaktik mal ganz abgesehen. Bei unseren DAAD-Auswahlgesprächen für AuslandslektorInnen – ich bin für Lateinamerika und Afrika dabei – sind wir oft fassungslos: Wir finden zumeist sehr schnell zur Übereinstimmung, dass unsere KandidatInnen sehr viel gelernt haben darüber, mit welchen Methoden sie

² Hier waren es früher sogar drei („Das Fachgebiet Romanistische an der TU Berlin wurde mit dem Ende des Wintersemesters 2010/11 eingestellt.“; <http://www.romanlingu.tu-berlin.de/romanlingu/>, letzter Zugriff: 21. Mai 2018)

³ Heute allerdings reduziert auf eine Junior-Professur.

unterrichten werden, doch leider gleichzeitig vernachlässigt haben, *was* sie eigentlich unterrichten wollen. Früher fragten wir in solchen Situationen: „Mit welcher Methode wollen Sie unterrichten?“, heute bekommt man – natürlich nicht so direkt – zu hören: „Wieso soll ich Inhalte vermitteln?“.

Eine weitere – aber wohl wissenschaftspolitisch ausgeschlossene – Lösung, die Romanistik zu stärken, läge darin, eine Art „DDR-Lösung“ als zentrale „Akademie der Wissenschaften“ zu etablieren. Aber selbst in solchen Fällen spielt ja der Föderalismus hierzulande eine große Rolle, denn niemand möchte auf seine eigene kleine Akademie verzichten. Möglicherweise vielversprechender wäre eine Lösung nach dem Vorbild des „Instituts für Deutsche Sprache“ in Mannheim – eine mittlerweile recht große unabhängige Institution, die ja nicht zuletzt durch die Übernahme von MitarbeiterInnen der ehemaligen (Ost-)Berliner Akademie ausgebaut werden könnte. Da könnte man für romanische Sprachen, Kulturen und Literaturen einiges tun. Im Sinne der „Vollromanistik“ könnte man bei derartiger Personalstärke sogar die sogenannten kleinen Sprachen angemessen berücksichtigen. Ein schöner Traum? Ich fürchte, ja! Aber immerhin redet man ja wieder offensiver von „Europa“, außerdem: Die neben Irland einzige anglophone Nation verabschiedet sich gerade aus dieser Kulturgemeinschaft. Was läge da näher, als von Europa aus Einrichtungen zu fördern, die sich zu dem Gedanken der *unité dans la pluralité* eindeutig bekennen? Das könnte auf Dauer eine – verglichen mit anderen europäischen Maßnahmen [ich denke da etwa an Landwirtschaft] – sinnvolle und immer noch recht preisgünstige Lösung für die Sprachenvielfalt unseres Kontinents und damit auch für die Romanistik sein. Das mag alles derzeit nicht sonderlich realistisch erscheinen. Aber: wenn wir uns nicht wenigstens Utopien ausmalen, können wir auch gleich Trump, Le Pen oder AfD wählen und einen RomanExit vorbereiten – den Ausschluss der Romanistik aus dem deutschen Universitätsbereich. Das hieße nicht zuletzt: Reduzierung auf reinen Sprachunterricht.⁴

Ich will natürlich weder hier noch sonst wo als Totengräber der Gesamtromanistik (gefällt mir besser als „Vollromanistik“) in Erinnerung bleiben, jedoch muss ich einfach ein bisschen Wasser in den zumeist vorab verabreichten Wein schütten. Um im önologischen Bilde zu bleiben: Manche mögen's lieber feinherb. Ich sehe durchaus kritisch, dass sich viele Fach-

⁴ Eine Tendenz zeigt ja hier – aber auch in anderen EU-Ländern –, dass man in ausgegliederten (auch gemeinnützigen) GmbHs Ableger („An-Institute“) errichten kann, die durchaus Geld einspielen.

kollegInnen zunehmend gegenüber anglophonen Publikationen aufgeschlossen fühlen, aber ich sehe auch mit großer Besorgnis die Auflagen bedeutender Verlage, denen sich ja auch meine KollegInnen beugen (müssen), entweder auf Englisch (was sich gelegentlich auch auf die Bibliografie bezieht!) oder in *einer* romanischen Sprache ein Handbuch zu verantworten – absurde Folgen kenne ich aus meiner eigenen Mitarbeit an einem ebensolchen: Einen Artikel zur spanisch-portugiesischen Sprachgrenze in Südamerika musste ich auf Französisch⁵ in einem bedeutenden deutschen Verlag publizieren – Frage: Wer soll denn das lesen? Wir müssen uns hier denn auch an die eigene Nase fassen: Wir predigen „Vollromanistik“ und schränken sie dann doch gleich wieder ein (auch wenn Verlage natürlich wirtschaftliche Aspekte berücksichtigen müssen).

Ich selber sehe mich als Sprach- und Kulturwissenschaftler⁶, gerade die Verbindung mit der Realität (oft etwas unglücklich „Angewandte Linguistik“ genannt⁷) macht die Themenfelder ja sehr attraktiv – ich denke an Komplexe wie „Sprache und Macht“ oder „Sprache und Gewalt“, die mit unterschiedlichsten Methoden angegangen werden können und bei denen im interdisziplinären Austausch alle beteiligten WissenschaftlerInnen voneinander profitieren können. Nicht zuletzt waren übrigens in der Anglistik Seminare über Donald Trump überlaufen! Auf einmal waren politische Diskurse wieder ein begehrtes Thema⁸. „Vollromanistik“ sichert in diesem Falle eben nicht *ein/e einzelne/r* RomanistIn, sondern die geballte Kompetenz aller beteiligten KollegInnen. In einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Linguistik werden auch Seminare zur Sprachgeschichte, alle möglichen Formen zu „Sprache und Gesellschaft“, „Sprache und Wirtschaft“, „Sprache und Sport“ oder gar zur Onomastik (die völlig zu Unrecht bisweilen als „verstaubt“ dargestellt wird) von den Studierenden gerne und gut angenommen. Das gilt insbesondere für Universitäten, an denen kombinierte Studiengänge mit Romanistik – wie etwa in Gießen mit Wirtschaftswissenschaft – angeboten werden. Schließlich haben heute fast alle deutschsprachigen Universitäten, die ein im engeren Sinne rein philologisch ausgerichtetes Studium eingerichtet haben, vor allem im Masterstudiengang größere Schwierigkeiten, ihre Kapazitätsvorgaben zu erreichen, als diejenigen mit „innovativen Studiengängen“.

⁵ Die andere Lösung wäre Englisch gewesen. ...

⁶ Und natürlich als Vertreter eines Faches „Sprach- und Kulturwissenschaft“ ...

⁷ Wobei dann eine Dichotomie „Angewandte“ vs. „Theoretische Linguistik“ die nicht gewollte Konsequenz sein kann – aber auch das muss ja nicht als unkombinierbar per se vorgegeben werden!

⁸ Auch in meinen Seminaren waren Themen, die in der Relation USA – Mexiko standen, sofort „weg“.

Die Romanistik wird also vor allem den Anspruch begründen müssen, ein gesellschaftlich relevantes Fach zu sein – zumal die auf allen politischen Ebenen geforderte (aber eben viel zu selten umgesetzte⁹) Mehrsprachigkeit durchaus interessante Initiativen allseits notwendig machen. Und hier kommt wieder diese „Vollromanistik“ zum Tragen: Wir müssen eben klarmachen, dass wir mehrere Sprachen sprechen *und* eine Botschaft haben. Um ganz zum Ende nochmals den „Gründer“ der Romanistik, Friedrich Christian Diez, zu Wort kommen zu lassen: Er soll irgendwann sinngemäß gesagt haben: „Ich spreche natürlich kein Französisch.“ Das war eben auch mal Vollromanistik... Aber da haben wir doch durchaus Fortschritte gemacht – das können wir eigentlich schon besser!

⁹ Auch Merkel und Macron plaudern und diskutieren – wie weiland Schmidt und Giscard d'Estaing – auf Englisch miteinander... An die Umsetzung von Jacques Delors' Diktum, Ziel sei, dass jeder EU-Bürger zwei EU-(Fremd-) Sprachen beherrsche, ist gar nicht mehr zu denken.

Für eine Sprachwissenschaft, die sich einmisch

Peter CICHON, Wien

1. Wer nach den Anforderungen an eine gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft fragt, hat diese in ihrer Eigenschaft als Gesellschaftswissenschaft vor Augen und schaut in Bezug auf Sprache vor allem auf deren soziale Steuerungsfunktion. Dabei gibt es auf die Frage sicherlich nicht die eine, konsensuelle Antwort, sondern immer nur Antworten im Plural. Wie sie ausfallen, hängt vom jeweils gesehenen Ausmaß sprachlicher Bedingtheit von Gesellschaft ab, sowie davon, was unter Maßgabe der Einflussmöglichkeiten von Sprachwissenschaft als gesellschaftlich relevant angesehen wird.

Eng mit der Frage nach den Anforderungen an eine gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft ist die von ihr ausgehende Anregung verbunden, immer wieder neu über das eigene wissenschaftliche Tun nachzudenken. Warum betreiben wir sprachwissenschaftliche Forschung? Wie definieren wir den universitären Forschungs- und Bildungsauftrag? Was kann und was soll Sprachwissenschaft gesellschaftlich leisten? Als jemand, der sich vor allem mit Soziolinguistik und den verschiedenen Formen von Mehrsprachigkeit beschäftigt, sehe ich hier eine doppelte Aufgabe: mit Blick auf die untersuchten sprachlichen Zielgruppen die Bereitstellung von Verstehens- und Handlungswissen im Dienste sprachlicher Selbstbestimmung, und mit Blick auf unsere Studierenden als ihrerseits sprachliche Akteure die Vermittlung tiefergehender Einsichten in das komplexe Zusammenwirken von Sprache und Gesellschaft und in die individuellen, gesellschaftlichen und politischen Anforderungen an eine gelebte und sozial verträgliche Mehrsprachigkeit. Vor allem mit Blick auf die Bereitstellung von Handlungswissen stellt sich dabei die Frage, ob Sprachwissenschaft zu rein deskriptivem Arbeiten verpflichtet ist oder auch proaktiv sein darf, also nicht nur *über* Sprache, sondern auch *für* die Sprecher arbeiten darf. Meine folgende kurze Darstellung versteht sich als Parteinahme für eine Sprachwissenschaft, die sich im Dienste der Sprecher einmisch.

Da stellen sich sogleich zwei Anschlussfragen: a) Lässt sich eine solche Praxis mit dem Gebot wissenschaftlicher Objektivität vereinbaren?, und b) Sind wir in der Beschäftigung mit anderen Sprachgemeinschaften überhaupt berechtigt und in der Lage, wissenschaftlich valide Aussagen zu tätigen?

ad a) Natürlich sind wir als Wissenschaftler¹ zu Objektivität und neutraler Distanz zum Gegenstand unserer Forschung verpflichtet und gehalten, im Rahmen unserer Möglichkeiten danach zu streben. Zugleich sollten wir uns jedoch eingestehen, dass wir mit Blick auf soziolinguistische Forschungsgegenstände diese Objektivität nie erreichen werden, denn das Verhältnis von Sprache und Gesellschaft ist so komplex, dass jede noch so detaillierte Beschreibung immer nur eine darstellerische Annäherung an die sprachlich-soziale Wirklichkeit ist, Ausschnittcharakter hat, damit subjektiv perspektiviert ist und durch die Fokussierung auf bestimmte Aspekte, wenn auch ungewollt, Wertungen vornimmt. Hinzu kommt, dass v.a. die Beschäftigung mit Phänomenen gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit schon deshalb schwerlich objektiv sein kann, da der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt, seinerseits bereits ideologisch aufgeladen ist.

Angesichts dieser Schwierigkeit einer objektiven Beschäftigung bzw. der nicht zu umgehenden Politisiertheit des Verhältnisses von Sprache und Gesellschaft ist jeder im Bereich der Soziolinguistik arbeitende Forscher gehalten, für sich abzuklären, wie er den Anforderungen von Wissenschaftlichkeit bzw. von wissenschaftlicher Ethik gerecht werden will. Drei Anforderungen sind dabei in meinen Augen von besonderer Relevanz:

- intellektuelle Redlichkeit: Sicheingestehen und Offenlegung der eigenen Subjektivität, d.h. der Ansiedlung der Parameter der eigenen Forschung im Hier und Jetzt, und damit ihre stete Hinterfragbarkeit; zugleich Überzeugtsein von der Richtigkeit des eigenen Tuns unter Maßgabe einer wissenschaftlich soliden Fundierung des eigenen Forschungsansatzes;

- methodische Sorgfalt: Bemühen um einen dem untersuchten Gegenstand gerecht werdenden empirischen Zugang; zu diesem gehört für mich so weit möglich die persönliche Anschauung, des weiteren ein Forschungsvorgehen, in dem, vorzugsweise mit dem Instrumentarium der qualitativen Sozialforschung, die untersuchten sprachlichen Akteure gleichermaßen Objekte und Subjekte der Darstellung werden, sowie eine möglichst interaktiv angelegte Forschungspraxis, die im fachlichen Austausch auch mit sprachgruppeninternen Sprachwissenschaftlern die Außen- mit der Innensicht verbindet;

- Verantwortungsethik: Berücksichtigung der möglichen sozialen Wirkung der eigenen Forschungsergebnisse, der damit eingehenden Verantwortung und

¹ Aus Gründen der einfacheren Lesbarkeit verwende ich in meiner Darstellung das generische Maskulinum, mit dem gleichermaßen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts gemeint sind.

die daraus abgeleitete Selbstverpflichtung auf ein Forschungsziel, das auf sozialen Ausgleich abzielt.

ad b) Im Rahmen wissenschaftlicher Beschäftigung mit anderen Sprachgemeinschaften trifft man bisweilen auf den Vorwurf, als Fremder zu wenig mit der Spezifik der untersuchten Kultur- und Sprachgemeinschaft vertraut zu sein, um die in ihr herrschenden sozialen und sprachlichen Praxen verstehen und angemessen beschreiben zu können. Eine solche Feststellung ist richtig und zugleich falsch. Sie ist richtig, wenn Angemessenheit meint, sie mit den Augen der Untersuchten selbst sehen zu können. Von dieser Möglichkeit sind wir als Fremde weitgehend ausgeschlossen, da wir hier nur externe Betrachter sind, keine zugleich in der Gesellschaft Handelnde. Sie ist jedoch falsch, wenn zur Angemessenheit auch die Möglichkeit gehört, dass verschiedenperspektivische Formen der Wahrnehmung dem Gegenstand gerecht werden können.

Es liegt auf der Hand, dass wir als Fremde nicht mit den besonderen Bedingungen und Formen der Sozialisation der untersuchten Sprachgruppe vertraut sind, nicht dieselben sozialen Verhaltensstandards und kulturellen Bewertungen verinnerlicht haben wie ihre Mitglieder, nicht dieselben Begriffe für Selbstverständliches und für Besonderes haben. Entsprechend kommen wir bei der Betrachtung gleicher Phänomene möglicherweise zu anderen Einschätzungen und Bewertungen als sie. Jedoch liegt gerade hierin zugleich die Chance, zu komplementären und damit erweiternden Erkenntnissen zu gelangen.

Die Chance des Fremden als Betrachter bzw. Forscher ist im Idealfall die des Kindes, das seiner Umwelt noch mit unvoreingenommenem Staunen begegnet und entsprechend alle Erscheinungen nach ihrer Funktion und Sinnhaftigkeit hinterfragt. In anschaulicher Weise beschreibt dies der 2007 verstorbene, aus Ungarn gebürtige Schriftsteller und Theatermacher George Tabori anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises (1992) an ihn:

„...ich liebe diese Sprache [Deutsch, P.C.], obwohl ich sie nie bewältigt habe, und das ist gut für den Fremdling, der fremd bleiben will, weil er damit sein drittes Ohr bewahren kann, so dass er, mit der Neugier des Fremden, die Wörter wörtlich nehmen und so immer wieder in den Eingeweiden der Sprache herumwühlen kann: Wenn der Taxifahrer „Grüß Gott“ sagt, dann fragt sich der Fremde, lässt Gott mich grüßen oder soll ich ihn grüßen. Und wenn da oben, im goldenen Licht, der Liebestod gesungen wird, dann muss der Fremdling mit Freude und Qual fragen, wie er dieses unübersetzbare Wort seinen amerikanischen Enkelkindern

erklären könnte“ – „Is it the death of love or the other way around, the death of death in love?...“²

Was sich hier als spezifische Erkenntnischance des Fremden andeutet, ist die Kapitalisierung der relativen Distanz zum untersuchten Gegenstand, die es ihm erlaubt, ihn mit größerer Neutralität zu betrachten und zu hinterfragen. Denn während der wissenschaftliche Betrachter der eigenen Gesellschaft manchmal selbst den Wirkungen jener Phänomene unterliegen kann, die er untersucht – man denke an die möglichen ideellen Auswirkungen sprachlicher Domination – kann der Fremde ein weitgehend emotionsfreies Bild der untersuchten Sprachsituation zeichnen. Der Philosoph und Soziologe Georg Simmel spricht hier seinerzeit von der „Objektivität“ des Fremden:

„...Weil er nicht von der Wurzel her für die singulären Bestandteile oder die einseitigen Tendenzen der Gruppe festgelegt ist, steht er allen diesen mit der besonderen Attitüde des „Objektiven“ entgegen, die nicht etwa einen bloßen Abstand und Unbeteiligung bedeutet, sondern ein besonderes Gebilde aus Ferne und Nähe, Gleichgültigkeit und Engagiertheit ist...“³

Aus dieser Distanz heraus kann der Fremde als Feldforscher vermeintlich Selbstverständliches hinterfragen. Das Zitat von George Tabori zeigt auf anschauliche Weise, wie der Fremde hochfrequente sprachliche Wendungen, die durch täglichen Gebrauch weitgehend entsemantisiert sind, gewissermaßen resemantisieren und damit wieder in seiner Ursprünglichkeit vor Augen führen kann. Dabei kann es gelingen, bestimmte, zur Gewohnheit gewordene, gleichwohl konfliktträchtige sprachbezogene Benennungen und Zuschreibungen ins Bewusstsein der Sprecher zurückzuholen, sodass diese sie neuerlich auf den Prüfstand ihrer sozialen Tauglichkeit stellen können.

Des Weiteren kann der Fremde tabuisierte bzw. einer Selbstzensur unterliegende Themen ansprechen. Jede Gesellschaft, und vor allem mehrsprachige, kennt eingeschliffene Sprachpraxen und Verhaltensregeln, deren soziale Verträglichkeit mit der Zeit kaum mehr hinterfragt wird, dies auch dort, wo sie zwecks Abbau sozialer Spannungen als reparaturbedürftig verspürt werden.

² Tabori, George, 1992. "Dieses peinliche Wort: Liebe", Dankesrede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1992, nachzulesen in: *Die Zeit*, Nr. 43/16.X.1992, 71.

³ Simmel, Georg, ⁵1968. *Soziologie*. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker&Humblot, 510f.

Diese Zurückhaltung kann bei den einen daran liegen, dass sie dadurch ihre Gruppeninteressen bzw. die bestehenden Ordnungs- und Herrschaftsverhältnisse in Frage gestellt sehen, bei den anderen, dass sie sich mit dem sprachlich-sozialen Status quo abgefunden haben.

Auch kann der Fremde kontrastive Vergleiche zwischen verschiedenen Sprachgemeinschaften anstellen und solcherart unterschiedliche Wege im Umgang mit ähnlichen sprachlichen Herausforderungen aufzeigen. Manche Gesellschaften haben die Tendenz, mit stets gleichen Maßnahmen an die Bewältigung solcher Herausforderungen heranzugehen. Hier kann der Blick auf andere Gesellschaften dafür sensibilisieren, dass es tragfähige Alternativen gibt.

2. Bevor ich im Weiteren auf die Frage eingehe, worin mögliche Handreichungen einer Sprachwissenschaft im Dienste der Sprecher bestehen könnten, sei darauf verwiesen, dass jede Sprechergemeinschaft sowohl nach allgemeingültigen als auch nach singulären Regeln funktioniert, sich also in Teilen von allen anderen unterscheidet, und jeder soziolinguistische Betrachter dieser Spezifik Rechnung tragen sollte. Entsprechend sollte er sich stets um eine möglichst emphatische Analyse bemühen und in seinen Synthesen jede Apodiktik vermeiden, d.h. sie nicht mehr denn als Erklärungsangebote formulieren.

Möglichkeiten für die Sprachwissenschaft, sich in den Dienst der Sprecher zu stellen, gibt es sicherlich zahlreiche. Besonders nützlich erscheinen mir die folgenden drei: a) die Sensibilisierung für die interesselitete Prägung sprachbezogener Beschreibungsbegriffe und die Ermutigung zu deren kritischer Hinterfragung, b) die Gewährleistung des Zugangs zu authentischem Wissen über die eigene Sprache, c) die Stärkung des Verständnisses für das Funktionieren von Sprach(en)politik und für die Relevanz eigeninitiativen sprachpolitischen Handelns.

ad a) Die individuelle und kollektive sprachliche Selbstwahrnehmung wird in starkem Maße davon beeinflusst, wie im Alltag und im öffentlichen Leben über Sprache geredet wird. Wer hier die Themenführerschaft innehat und sprachbezogene Begriffe in seinem Sinne lancieren bzw. inhaltlich prägen kann, besetzt eine starke soziale Kontroll- und Machtfunktion. Wie subtil die Interessensleitung mancher Begrifflichkeiten wirken kann, lässt sich an einem Beispiel aus dem Wirtschaftsleben veranschaulichen, konkret dem auf den ersten Blick „unverdächtigen“ Begriffspaar Arbeitgeber/Arbeitnehmer. Arbeit wird gemeinhin als Tätigkeit definiert, hier jedoch als so etwas wie Bereitstellung eines Arbeitsplatzes, den der eine gibt und der andere nimmt. Diese Umsemantisierung des Begriffs Arbeit, die eigentlich eine Umkehrung darstellt, ist es doch der Arbeiter, der seine Arbeit gibt und der Unternehmer, der sie nimmt,

mag auf den ersten Blick irrelevant erscheinen und ihre Thematisierung als unnütze Spitzfindigkeit. Betrachtet man sie jedoch vor dem Hintergrund einer sozialen Ethik, in der der gibt, gemeinhin besser dasteht ist als der, der nimmt, zeigt dieses Begriffspaar seine inhaltliche Aufladung zugunsten der Arbeitgeber, die, auch wenn sie kaum als solche wahrgenommen wird, unbewusst durchaus ihre Wirkung tun kann. Man denke etwa an die fallweise wohlwollende Wahrnehmung von Tarifabschlüssen, bei denen vor allem die Arbeitgeber ihre Interessen durchsetzen, suggeriert doch das Begriffspaar, dass sie es sind, die bereits die Arbeit geben.

Ein aktuelles Beispiel für die Besetzung von Begriffen im Dienste bestimmter politischer Interessen liefert der Umgang mit dem Stichwort „Integration“ im Programm der neuen österreichischen Bundesregierung Kurz/Strache 2017-2022. Dort heißt es auf S. 37: „[...] *Für eine gelingende Integration der bzw. des Einzelnen sind der Erwerb der deutschen Sprache, die Akzeptanz unserer Werte und die Teilnahme am Arbeitsmarkt Voraussetzungen [...]*“ Diese Aussage ist sicherlich richtig und programmatisch sinnvoll, als einzige zum Gegenstand Integration vorkommende Definition jedoch arg verkürzt und einseitig. Zum einen benennt sie Integration ausschließlich als Bringschuld der Migranten, zum andern liefert sie eine Inhaltsbeschreibung von Integration, die in meinen Augen eher den Sachverhalt der Assimilation erfüllt. Interessant ist dabei die diskursive Hinführung zu dieser Umdeutung. So fällt in den weiteren Ausführungen zum Thema Integration der wiederholte Hinweis auf die verpflichtende Teilnahme an Deutsch- und sog. Wertekursen und zugleich die mehrfache Warnung vor „entstehenden Parallelgesellschaften“ auf, jedoch findet sich kein Wort darüber, was mit den von den Zuwanderern mitgebrachten Sprachen und Kulturen geschehen soll. Für den Leser entsteht so der Eindruck eines schroffen Antagonismus zwischen Integration, definiert als Erwerb der deutschen Sprache, Akzeptanz des österreichischen Wertekanons und Teilnahme am Arbeitsmarkt auf der einen und der Parallelgesellschaften auf der anderen Seite. Da in diesem Entweder-Oder gelebte sprachlich-kulturelle Pluralität nicht vorkommt und das Konzept Integration deutlich assimilatorisch angelegt ist, suggeriert der Text in meinen Augen, gelebte Pluralität den „entstehenden Parallelgesellschaften“ zuzuordnen und sie entsprechend zu diskreditieren.

Ein ebenfalls aktuelles Beispiel für die politische Instrumentalisierung von Begriffen, diesmal aus dem iberoromanischen Raum, ist der Umgang mit dem Begriffspaar „lengua propia“ vs. „lengua común“. Der Begriff der „lengua propia“ findet sich heute im Autonomiestatut mehrerer Regionalsprachen Spaniens und bezeichnet die autochthone Sprache eines Gebietes. In der kata-

lanischen Verfassung, so im Autonomiestatut von 2006, wird dies als rechtlicher Anspruch auf eine normale und vorrangige („uso normal y preferente“) des Katalanischen in der öffentlichen Verwaltung, den Medien und dem Schulwesen interpretiert. In die öffentliche Diskussion ist hierzu als Gegenbegriff und federführend von dem Schriftsteller Fernando Savater und dem Sprachwissenschaftler Juan Ramón Lodares der Terminus „lengua común“ eingebracht worden, und zwar als Qualitätsmerkmal für das Spanische als nicht räumlich begrenzte, sondern weltweit gesprochene Sprache, die den kommunikatorischen Ansprüchen der Menschen in einer globalisierten Welt ungleich besser entspreche als die in ihrem Wirkungsradius eingeschränkte *lengua propia* Katalanisch.

Was eine im Dienste der Sprecher stehende Sprachwissenschaft hier leisten kann, ist die bereits erwähnte Anregung zu kritischer Hinterfragung sprachbezogener Zuschreibungen und dort, wo diese als fremdbestimmt und manipulativ wahrgenommen werden, zu epistemischem Ungehorsam, so der gleichlautende Titel der deutschsprachigen Ausgabe eines Buches von Walter D. Mignolo, einem Wortführer der lateinamerikanischen Dekolonialismus-Debatte. Damit gemeint ist, wie es die Übersetzer in ihrem Vorwort formulieren, „[...] *Infragestellung bestehender Regelsysteme und Begründungszusammenhänge und deren machtbasierte Gültigkeiten* [...]“.⁴

ad b) Eine wichtige Voraussetzung für ein selbstbewusstes und engagiertes Eintreten für die eigene Sprache ist der Zugang zu authentischem Wissen über sie. Zu diesem gehört das Wissen um ihre Sprachhaftigkeit, ihre räumliche und soziale Verbreitung, ihre Geschichte, soweit gegeben ihre hochsprachliche Kodifizierung, deren Verbreitung mittels Wörterbüchern und Grammatiken, ihre literarische Produktion, ihre institutionellen Träger u.a. Dazu gehört in mehrsprachigen Gesellschaften des Weiteren das Wissen, dass die Beschränkung bzw. Reduzierung von Sprachen auf die Funktion oraler Nähesprachen und ihre Nichtpräsenz in gesellschaftlich relevanten Kommunikationsdomänen nicht Ausdruck einer natürlichen Defizienz, sondern das Ergebnis fremdbestimmten Bedeutungsverlustes ist, dass dabei der Rückgang distanzsprachlicher Funktionen zu Einbußen im Korpus der Sprache führen kann, beides jedoch reparabel ist. Dazu gehört ebenfalls das Wissen, dass für den dauerhaften Erhalt einer Sprache bzw. die Loyalität ihrer Sprecher die Präsenz und Verwendung in sozial relevanten bzw. profitablen Kommunikationsdomänen wichtig

⁴ Siehe Mignolo, Walter D., 2012. *Epistemischer Ungehorsam*. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität. Wien: Turia + Kant, 7.

ist und dass auf Dauer eine nachrangige soziale Präsenz die natürliche familiäre Weitergabe einer Sprache gefährden kann.

Der Zugang zu dieser Art von Wissen ist vor allem unter Sprechern dominierter Sprachen keine Selbstverständlichkeit. Häufig unterliegt dieses Wissen fremder Kontrolle, wird vorenthalten oder auch korrumpiert. Hier ist eine Sprachwissenschaft im Dienste der Sprecher aufgerufen, auf solche Fehlentwicklungen hinzuweisen und den Zugang der Sprecher zu authentischem Sprachwissen bzw. dessen Restituierung einzumahnen.

ad c) Seinerseits von starkem Einfluss auf das Sprachbewusstsein und das Eintreten für die eigene Sprache ist ihre legislative Stellung. Dabei gilt es deutlich zu machen, dass der politische Umgang mit einer Sprache und deren soziale Praxis interdependent sind und in einem Kreislaufsystem funktionieren. Das heißt, Art und Grad der Verwendung einer Sprache ist in hohem Maße durch ihre rechtliche Behandlung konditioniert, zugleich sind sprachrechtliche Regelungen eine Funktion sprachlich-sozialer Praxis – was gleichwohl Asymmetrien in ihrem Verhältnis zueinander nicht ausschließt. Wichtig erscheint mir dabei die Sensibilisierung der Sprecher dafür, dass es in der Regel die Sprecherebene ist, die diesen Funktionskreislauf in Gang setzt. Denn was legislativ fixiert wird, hängt in starkem Maße von der sprachpolitischen Willensbekundung an der Basis des Sprechens ab. Mögen politische Verantwortungsträger *auch* nach ethischen Gesichtspunkten agieren, so reagieren sie gesetzgeberisch doch vor allem auf Forderungen gesellschaftliche Interessensgruppen, d.h. auf sozialen Druck. Das heißt praktisch, dass Verbesserungen im rechtlichen Status einer Sprache vor allem mittels engagierten Auftretens der Sprecher zu erreichen sind und weniger darauf vertraut werden sollte, dass der Gesetzgeber hier aus eigenem Antrieb aktiv wird. Was es dabei für ein wirkungsvolles Auftreten der Sprecher braucht, ist eine Bündelung ihrer Interessen, aufbauend auf einer Verständigung darüber, welche soziale Funktion die eigene Sprache erfüllen soll, wie das Verhältnis zu der/den gesellschaftlich kopräsenten Sprache/n aussehen soll, und auch darüber, wie sie kodifikatorisch ausgestattet sein muss, um sowohl nahe- als auch distanzsprachliche Funktionen erfüllen zu können.

3. Abschließend nochmals der Hinweis darauf, dass es unterschiedliche Antworten auf die Frage nach den Anforderungen an eine gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft gibt, und auch auf die Frage, was für eine Sprechergemeinschaft gut und wünschenswert ist. Entsprechend sollte jeder soziolinguistisch arbeitende Sprachwissenschaftler die aus seinen Forschungen gezogenen Schlüsse als Interpretations- und Handlungsmöglichkeiten verstehen und auch so formulieren. Fertige Lösungen anbieten zu wollen, wäre vermessen.

REZENSION

Klemperer, Victor, 2017. *Warum soll man nicht auf bessere Zeiten hoffen*. Ein Leben in Briefen. Herausgegeben von Walter Nowojski und Nele Holdack unter Mitarbeit von Christian Löser. Berlin: Aufbau, 640 S.

Wie kann man über dieses Buch schreiben und seinem Verfasser gerecht werden? Die Frage scheint seltsam, hat aber einen tieferen Hintergrund.

Die Edition von Korrespondenzen kann immer nur ein fragmentarisches Bild der Verfasser geben. Briefe werden aus ganz unterschiedlichen Gründen geschrieben, die Überlieferung ist unsicher, editorische Eingriffe sind nie auszuschließen usw. Auf der anderen Seite können solche Fragmente zusammen ein interessantes Mosaik bilden, werden die meisten Briefe doch nicht im Hinblick auf Veröffentlichung geschrieben und können daher (vielfach, nicht immer) ein weitgehend unverstelltes Bild des Verfassers geben; sie dienen somit *auch* zur Erfassung seiner Persönlichkeit, im vorliegenden Falle in Ergänzung der Tagebücher. Liegen Schreiben an unterschiedliche Adressaten zum selben Thema vor, dann lässt sich besser erkennen, was als Konstante und was als für den jeweiligen Briefpartner besonders gewählter Aspekt zu verstehen ist. Sind auch Schreiben *an* den Autor einbezogen, so kann das Bild zusätzliche Perspektiven gewinnen und mehr plastische Tiefe erhalten.

Das Leben von Victor Klemperer ist ungewöhnlich verlaufen: geboren 1881 in Landsberg an der Warthe, im damaligen Westpreußen (heute Gorzów Wielkopolski), aus einer liberalen Rabbinerfamilie stammend, wird er 1903 (unter dem Druck der Familie, wie überall vermerkt wird) protestantisch getauft, sucht zunächst seinen Weg auf anderen Pfaden als die übrige Familie, heiratet früh (Eva Schlemmer, 1882-1951), arbeitet eine Zeitlang als freier Publizist und Schriftsteller, um schließlich doch noch einen akademischen Abschluss anzustreben: 1913 wird er als Germanist in München promoviert und 1914 bei Karl Vossler ebendort als Romanist habilitiert. Anstatt nun rasch einen Lehrstuhl zu bekommen, muss er (?) in den Krieg ziehen, und wird erst 1920 Ordentlicher Professor an der TH Dresden. 1935 wird Klemperer vom Hitler-Regime zwangsweise in den Ruhestand versetzt, von nun an verschlechtern sich seine Existenzbedingungen kontinuierlich, 1940 werden er und seine Frau Eva, die getreulich zu ihm hält, zum Umzug in ein „Judenhaus“ gezwungen, er wird zur Zwangsarbeit verpflichtet. Beide überleben mit Glück den Luftangriff vom 13. Februar 1945, der Dresden zu großen Teilen zerstört, und fliehen dann, meist zu Fuß, bis München, von wo sie erst im Juni 1945,

wieder fast ausschließlich zu Fuß, in eine gänzlich veränderte Situation zurückkehren. Klemperer wird rasch in sein altes Amt wiederingesetzt, tritt in die KPD, später in die SED ein, und spielt fortan eine wichtige Rolle in der Kulturverwaltung. Er wird Professor in Greifswald, dann in Halle und schließlich an der Humboldt-Universität in Berlin. Gleichzeitig ist er Mitglied der Volkskammer der DDR, wird mit Ehren überhäuft, und gewinnt schließlich auch im Westen trotz des Kalten Krieges eine gewisse Anerkennung, wie seine Teilnahmen an verschiedenen internationalen Romanistikkongressen zeigen. Relativ bald nach dem Tod seiner Frau 1951 heiratet er erneut. Die Herzbeschwerden, über die er schon seit langem klagt (und für die eine familiäre erbliche Belastung vorzuliegen scheint) werden immer stärker, er stirbt am 11. Februar 1960 in Dresden.

Über die engeren Fachkreise hinaus bekannt wird Klemperer zunächst mit dem 1947 erschienenen Band *LTI (lingua tertii imperii)*, dem ersten und noch heute lesenswerten Versuch, die sprachlichen Aspekte der deutschen Diktatur zu fassen. Sein Weltruhm – man darf wohl so sagen – setzt erst lange nach seinem Tode ein, zunächst mit der Publikation seiner Erinnerungen 1881-1918 (*Curriculum vitae*), im Jahre 1989, somit in den letzten Tagen der DDR, und der darauf folgenden sukzessiven Veröffentlichung seiner Tagebücher von 1912 bis (fast) zu seinem Lebensende. Diese Editionen sind Walter Nowojski (1931-2012) geschuldet, der sich als ehemaliger Hörer Klemperers, unter tatkräftiger Mithilfe von Klemperers zweiter Frau Hadwig (1926-2010), ganz dieser Aufgabe verschreibt. Alle diese Arbeiten sind im Berliner Aufbau-Verlag erschienen, der sich damit in verdienstvoller Weise der Aufarbeitung eines Aspekts des Vermächtnisses der DDR widmet. Die Tagebücher umfassen viele Tausende Seiten, sie geben einen unmittelbaren Einblick in das tägliche Leben eines Universitätsprofessors sowohl in der Weimarer Republik, als auch unter der Nazi-Diktatur und später in der DDR. Gerade da Klemperer nicht mit einer Veröffentlichung rechnen konnte, bilden die Tagebücher in all ihrer Subjektivität eine einmalige Quelle für die (nicht nur) deutsche Geschichte. Wohl kaum jemand wird die in zehn Bänden veröffentlichten Tagebücher ganz durchgearbeitet haben; sie sind im Übrigen in den Editionen um manche Details gekürzt (während der Weimarer Republik ging das Ehepaar häufig ins Kino, die oft ausführlichen Eindrücke, welche die Filme hinterlassen, sind gewöhnlich nicht abgedruckt). Dennoch enthalten sie eine Fülle von Beobachtungen, meist aus dem Alltag, wie sie sonst kaum zu finden sind.

Angesichts der Überfülle der Tagebücher stellt sich natürlich die Frage, was der Briefwechsel an Neuem, Zusätzlichem enthalten kann. Zunächst wirkt die Korrespondenz wie eine Art Verdichtung der Erfahrungen. Der Zufall der

Überlieferungen verschiebt natürlich die Perspektiven etwas: aus jungen Jahren scheint nur wenig bewahrt zu sein, relativ breiten Raum nehmen die Jahre zwischen 1933 und 1941, besonders aber die Zeit nach 1945 ein. Daher stellt sich die Frage nach der Begründung der Auswahl durch die Herausgeber, sofern eine solche stattgefunden hat. Manche Konturen treten besonders markant hervor, andere können nur erahnt werden; ist das der Überlieferungslage geschuldet oder einer Auswahl? Hier hätte man sich mehr als nur die knappe „Editorische Notiz“ (630/631) gewünscht.

Deutlich wird auf alle Fälle, dass Klemperer sich von seiner Jugend an unter starkem Druck fühlte oder befand, es seinen erfolgreichen Brüdern gleichzutun, die als Mediziner großes internationales Ansehen genossen. Unter diesem Druck scheint er zeitlebens (vielleicht uneingestanden) gelitten zu haben. Das mag damit zusammenhängen, dass er noch bis ins reife Alter von seinen Brüdern materiell unterstützt wurde, vielleicht erklären sich daraus auch seine beruflichen Umwege in der Jugend. Umgekehrt tritt aus den Briefen der älteste Bruder, Georg (1865-1946), als ein unermüdlicher und selbstloser Helfer hervor, der darüber hinaus eine sehr klare Einschätzung der Realitäten beweist: er wartet bis zur Jahreswende 1935/36, um zu sehen, wie lange der Hitlerismus sich halten kann, dann entschließt er sich zur Auswanderung in die USA, zu einer Zeit, wo das noch möglich ist. Seine eindringlichen Aufforderungen an den jüngsten Bruder, es ihm gleichzutun, bleiben zu lange ungehört, weil der sich nach seiner Zwangspensionierung zunächst im Privatleben und im Schreiben (ohne Aussicht auf baldige Publikation) einmauert. Danach ist es für eine Flucht zu spät.

Wissenschaftlich berührend ist die Treue, mit der Klemperer an seinem Lehrer Karl Vossler hängt. Diese Anhänglichkeit hält auch über zwei oder drei Auseinandersetzungen hinweg an, die teilweise in der Korrespondenz belegt sind (etwa 57-60). Klemperer besorgt bereits 1922, zum fünfzigsten Geburtstag Vosslers, eine Festschrift mit dem Titel *Idealistische Neuphilologie*, ein Titel, den er (etwa in einer Auseinandersetzung mit Eugen Lerch, hier 72-74) auch als wegweisend für die eigene Arbeit ansieht (in diesem Zusammenhang gilt Klemperer als ein früher Verteidiger einer mentalitätsgeschichtlich verstandenen Landeswissenschaft, wie ich vom Kollegen Henning Krauß erfahre). Natürlich wirkt diese Position im Hinblick auf die politische Positionierung Klemperers nach 1945 etwas paradox. Vermutlich haben die politisch Verantwortlichen im östlichen Teil Deutschlands Klemperer oft als einen etwas eigenartigen Verbündeten angesehen. Auf jeden Fall gehören die zwischen Klemperer und Vossler gewechselten Schreiben zu den interessantesten Dokumenten des Bandes. Vossler hält seinem ehemaligen

Schüler auch in der Zeit der Diktatur die Treue, soweit er kann. Er begleitet sein Wirken nach 1945 mit allen guten Wünschen.

Auffällig ist die Verbitterung Klemperers über die Professur in Dresden, die er als *voie de garage* ansieht. Diese Enttäuschung ist in den Tagebüchern ständig präsent, taucht aber auch in der Korrespondenz mehrfach auf. Sicher war Dresden damals als TH kein geisteswissenschaftliches Zentrum, auf der anderen Seite hat diese Position Klemperer ein relativ kontinuierliches Arbeiten und die Mitwirkung in etlichen Kommissionen gestattet, was an anderer Stelle möglicherweise schwieriger gewesen wäre. Dass er an keine der „großen“ Universitäten berufen wurde, dürfte mit vielen Variablen zusammenhängen – nicht zuletzt hat er wacker Sträuße mit manchem Kollegen ausgefochten.

Der Wert der Korrespondenz geht indes über die Person Klemperers hinaus: die Korrespondenz der Jahre 1933 bis 1941 (späteres scheint nicht zu existieren oder ist nicht erhalten) zeigt die allmähliche planmäßige Zerstörung der Außenseiter durch das Regime: zunächst „nur“ die Kündigung der Verlagsverträge, dann 1935 die zwangsweise Pensionierung, der Ausschluss aus den Lesesälen der Bibliotheken, schließlich das Entlehnverbot, das wissenschaftliches Arbeiten praktisch unmöglich macht. Aus dieser Situation entsteht die Idee zu *LTI*. Hinzu kommt das Verbot, ein Auto zu lenken (Dezember 1938), dann (Sommer 1940) die Zwangsumsiedlung in so genannte „Judenhäuser“ und schließlich die Zwangsarbeit für den damals schon sechzigjährigen Herzkranken. Dabei war Klemperer durch die aufrechterhaltene Ehe mit seiner christlichen („arischen“) Partnerin noch etwas begünstigt ... Die Korrespondenz und die Berichte über die Menschen, mit denen er in Kontakt steht, verdichtet die Situation bis zum kaum mehr Erträglichen.

Natürlich empfindet er die Niederlage des Regimes als Befreiung. Natürlich stellt er sich sofort in den Dienst der neuen, erst allmählich entstehenden staatlichen Strukturen, zumal er rasch wieder in sein Lehramt eingesetzt wird. Es folgen der Austritt aus der evangelischen Kirche und die Eintritte in die KPD und ihr nahestehende Organisationen. Klemperer will sich tatkräftig am Neuaufbau beteiligen, er erhält noch die erhofften „großen“ Professuren und wird Abgeordneter. Zum wichtigsten romanistischen Literaturwissenschaftler in der DDR wird allerdings Werner Krauss (1900-1976), ein anderer Schüler Vosslers; die erlittene Kränkung ist aus der Korrespondenz nicht ersichtlich, in den Tagebüchern tritt sie deutlicher zutage. Klemperer muss rasch erkennen, dass die Realitäten stärker vom entbrennenden Kalten Krieg geprägt werden als von der Hoffnung auf eine friedliche Zukunft, dass tagespolitische Überlegungen oft eine größere Rolle

spielen als Grundsätzliches. Bisweilen kommt es zu befremdlichen Äußerungen, etwa, wenn er sich zu Stalins Aufsatz über Fragen der Sprachwissenschaft äußert (462/463). Wie nach 1933, als alle seine Verlagsverträge annulliert werden, gerät er in Auseinandersetzungen mit der (nicht existierenden) Zensur, die manche seiner Vorhaben letztlich zunichtemachen, denn wie schon früher gibt Klemperer in solchen Auseinandersetzungen gewöhnlich nicht nach, sondern verzichtet lieber auf die Veröffentlichung.

Die letzten beiden Bände seiner Tagebücher (1945-1959) wurden unter dem Titel *So sitze ich denn zwischen allen Stühlen* (Berlin: Aufbau, 1999) veröffentlicht. Damit dürfte die Position Klemperers in seinen letzten Lebensjahren gut umschrieben sein: zwar hat er in mancher Hinsicht Genugtuung erfahren, er ist aber auch nach 1945 mehr Objekt als Subjekt des Geschehens. Das wird ihm nicht entgangen sein und dürfte ihn geschmerzt haben, wenn auch die Herausgeber ihn vor allem als „selbstbestimmtes Individuum“ (564) sehen. Insofern klingt der Titel des Bandes *Warum soll man nicht auf bessere Zeiten hoffen* vielleicht zu optimistisch.

Man kann die hier veröffentlichte Korrespondenz als einen *raccourci* der Tagebücher ansehen, über deren Gehalt kann sie naturgemäß allenfalls punktuell hinausgehen. Ob diese Bemerkungen dem Verfasser der Korrespondenz gerecht werden?

Oberwaltersdorf, 20. August 2017